Die Erziehung

des

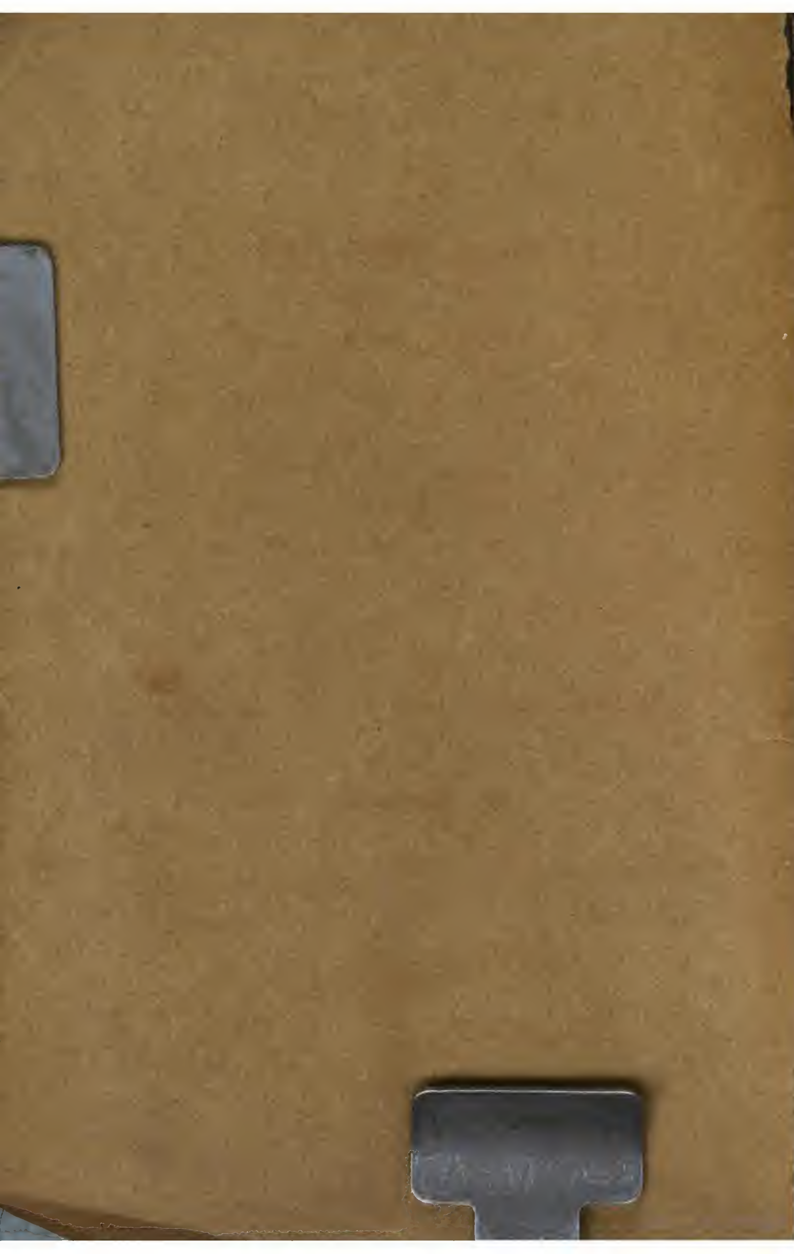
weiblichen Geschlechts

in Indien.

Ein Aufruf

an die

christlichen Frauen Deutschlands und der Schweiz.



Die Erziehung

des

weiblichen Geschlechts

in Indien.

Ein Aufruf

an die

christlichen Frauen Deutschlands und der Schweiz.

Herausgegeben

im Namen der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel

von

W. Hoffmann,

Inspector der evangelischen Missions-Anstalt in Basel.

Stuttgart.

Verlag von S. G. Liesching.

1841.

Erster Abschnitt.

Zustand des weiblichen Geschlechts in Indien.

Wie weit wir immer unsere Blicke über die Nationen der Erde werfen, um ihren sittlichen und gesellschaftlichen Zustand kennen zu lernen, wir werden stets eine Bestätigung der Wahrheit finden, daß das Christenthum die einzige Religion ist, die den Menschen wahrhaft zum Menschen bildet. Die nicht-christlichen Völker, mögen sie nun den Ahnen und den Weisen opfern, wie in China, oder vor dem stummen Buddha-Götzen ihre Gebete murmeln, wie in Hinterindien, auf Ceylon und in einem Theile Ostindiens, mögen sie vor Schiwa und Wischnu oder der blutigen Durga knieen, wie in Bengalen und der vorderindischen Halbinsel, oder auch, wie ganz Africa und der Norden Asiens, vor Zauberzeichen als ihren Göttern sich fürchten, oder dem falschen Propheten Mohamed dienen, sie alle erscheinen neben der Christenheit in Nacht und Tod versunken. Mag man auch mit Recht klagen, daß das Licht des Evangeliums noch lange nicht die christlich genannten Völker des Abendlandes ganz durchdrungen habe, daß es noch nicht in unsern Staaten und bürgerlichen Gemeinschaften, wie in unsern Familien und Herzen die finstern und kalten Winkel der Selbstsucht durchleuchte und durchwärme, eins ist doch wahr, daß alle Reste heidnischen Sinnes und Lebens in unsrer Umgebung nicht dürfen als das Gute und Rechte, als der göttlichen Ordnung der Dinge angehörig betrachtet werden. Wir beklagen ihr Daseyn, wir erkennen sie als noch nicht überwunden an, aber wir vertrauen dem Geiste des Lichts, der Zucht und Wahrheit, daß er sie noch überwinden werde. Dort aber in dem bunten Völkergetümmel der 800 Millionen, denen der Name Christi kaum bekannt ist, herrscht unbestritten und unbestraft, was unter uns wenigstens

bekämpft wird durch alle die Anstalten, die der tieferen Gründung und dem inneren Ausbau der Gemeinde Christi gewidmet sind.

Einer der Züge, die von den Eilanden der Südsee über ganz Asien und Africa hin und bis in die Urwälder America's, von Neuseeland bis zum Nordpol das Heidenthum und die Religion Mohameds — im sittlichen und geselligen Leben vom Christenthum scharf abscheiden, ist die Sklaverei des weiblichen Geschlechts. Es wäre Thorheit, behaupten zu wollen, daß das Loos dieser schwächeren Hälfte der Menschheit bei allen Völkern und Stämmen, unter dem Einflusse aller Religionen und gesellschaftlichen Ordnungen dasselbe sey. Vielmehr treffen wir die Frau bald eingekerkert im Frauengemach als ein Spiel der Launen des Mannes, bald frei sich bewegend auf Markt und Straße, bald müßig brütend in dumpfem Daseyn, bald regsam und thätig in den täglichen Geschäften, wir sehen sie hier nur kaum die Lasten des Lebens mit der Fingerspitze berühren, dort als armseliges Lastthier seine ganze Bürde schleppen. Aber Eines finden wir immer, nämlich, daß sie ausgeschlossen ist von der geringen Bildung, die der Mann besitzt, und als der schlechtere Theil der Menschheit betrachtet wird, während das Evangelium laut predigt: „gebet dem weiblichen als dem schwächeren Werkzeug seine Ehre, als auch Miterben der Gnade des Lebens." 1. Petr. 3, 7.

Ueberblicken wir an einem der gebildeteren Völker des Heidenthums, an den Hindu's, die zugleich der zugänglichsten eines geworden sind für die Kräfte des Heils in Christo, den Zustand des weiblichen Geschlechts bei den Heiden, von der Wiege bis zum Grabe.

Erstes Hauptstück.

Kindheit und Jugendleben.

Es ist noch nicht lange her, daß der Reisende, wenn er im Boote die Mündungen einiger der indischen Ströme befuhr, nicht selten die Leichname von Kindern erblickte, die in den Wellen ihren Tod gefunden hatten, oder daß ihm die grausenhaften Spuren von ihrer Verzehrung durch Krokodile und Tiger sichtbar wurden. Diese Kinder waren sämmtlich Mädchen, die gleich nach ihrer

Geburt schon ihr Ende gefunden hatten. Forschte man nach der Ursache des gewaltsamen Todes dieser Armen, so waren es ihre Väter und Mütter, die sie demselben überliefert hatten. „Was soll ich," fragten die heidnischen Eltern, „mit einem Kinde thun, das mir nur Sorge macht mit seiner Ernährung, das nie seinem Stande gemäß in der Ehe versorgt werden wird?" und sie trösteten sich mit dem Gedanken: „gibt es ja doch kein unseligeres Loos, als das des Weibes, ihm ist das getödtete Kind glücklich entnommen." Nicht selten war auch ein Opfer des Theuersten an die Götzen Grund oder Vorwand der schauderhaften That. Wenn diese unnatürliche Sitte in mehreren Provinzen Indiens jetzt fast aus dem Leben verschwunden ist, so hat man dies weniger den Verboten der europäischen Regierung zu verdanken, welche sie, gedrungen von den Gefühlen und Einsichten, erließ, die das Christenthum fast wider Willen seiner Bekenner hervorbringt, als den durch die europäische Ansiedlung manchfaltiger gewordenen Mitteln, sich Erwerb und Unterhalt zu verschaffen, dem durch die fremde Uebermacht gebrochenen Stolze der heidnischen Geschlechter. Da, wo diese Einflüsse noch nicht in stärkerm Grade wirksam sind, dauert auch die grausame Unsitte fort und noch jetzt gibt es im Nordwesten von Ostindien Länder, wie Malwa, Radschputana, Guzurat und Cutsch, in welchen die Zahl der Knaben unter 12 Jahren die der Mädchen um das drei- bis zwölffache übertrifft und wo kaum eine Familie lebt, welche nicht mehrere neugeborne Töchter dem Tode preisgegeben hätte. In einem Distrikte, der von 80,000 Familien bewohnt wird, hat die Zahl dieser armen Opfer in wenigen Jahren sich auf dreißigtausend und in allen Provinzen, wo der Mord noch also herrscht, in derselben Zeit vielleicht aufs vierfache belaufen! *

Hören wir einiges Genauere darüber von sicheren Zeugen. Apdschi Hara, einer jener stolzen Ritter des westlichen Indiens, die man Radschputen (Königssöhne) nennt, Erbe des Fürstenthrons von Kota, hatte mehrere ihm geborne Töchter getödtet und nur eine wurde durch die Liebe ihrer Mutter gerettet. Kaum war das Kind geboren, als der wilde Thakur (etwa unser: Graf) seinen Tod befahl. Die Mutter bat um das Leben ihres Kindes, aber der stolze Vater, der durch die Verfolgung eines Radscha's sehr herabgekommen war, fragte zornig: „Wie soll ich bei meinem

* Calcutta Christian Observer 1835, 60 und 1836, 233 ff.

Vermögen das Mädchen ihm würdig verheirathen? und wiederholte seinen Befehl, dem Säugling das Madar (Gift) einzugießen. Noch einmal flehte die Mutter für ihr Kind. Es war der Geburtstag Krischna's des Schutzgottes der Hâra-Radschputen. „Um des heiligen Krischna's willen laß das unschuldige Kind leben!“ rief die Mutter beängstigten Herzens, „beflecke nicht den heiligen Tag mit so schwarzer That!“ Der Thakur gab nach und das Mädchen wuchs heran. „Wie oft,“ sagt der Berichterstatter, „habe ich diese Häuptlinge selbst gestehen hören, daß sie mehrere ihrer Töchter oder alle getödtet haben und ihre Entschuldigung vernommen: es sey eine alte Sitte: ihre hohe Kaste würde durch ehliche Verbindung mit einer niedrigern entehrt, ehelos bleiben sey ohnedies eine unerträgliche Schmach und ihr Vermögen reiche nicht zu einer standesmäßigen Ausstattung und Hochzeitfeier! — Als ich in Umur, einem Dorfe der Bundi Mina's, wo ein einheimischer Fürst den Kindermord bei strengen Strafen verboten hatte, eines Morgens mit Lieutenant C. durchritt, rief mir ein Weib nach, das die Gattin eines der Dorfvorsteher war und begehrte dringend, daß ich davon ablasse, ein altes Herkommen zerstören zu wollen, zu welchem sie durch die Götter verpflichtet seyen. Als ich das fühllose Weib zu begütigen suchte, behauptete sie geradezu, in ihrem Stamme bringen die Töchter, wenn sie am Leben bleiben, nach einer alten Weissagung, nur Unfrieden und Unheil in die Familien.“ Die Nachrichten, welche der brittische Oberst Walker schon längst über den Kindermord in Guzurat gab, enthalten unter Anderem Folgendes: „Die That ist um so schauderhafter, als gewöhnlich die Mutter mit eigener Hand ihr Kind umbringt. Vornehme mögen es durch ihre Sklaven und Diener thun lassen, aber in bei weitem den meisten Fällen ist die Mutter selbst die Mörderin. Sie mögen mehrere Todesarten haben, aber zwei sind herrschend: Vergiftung mit Opium und Erdrosseln. Immer geschieht der Mord augenblicklich nach der Geburt. Achttausend Kinder verfallen in Cutsch und Guzurat alljährlich diesem Schicksal.“ — Als man im Jahr 1817 in 81 Städten und Dörfern die Zahl der lebenden Mädchen aufzeichnete, waren es im Ganzen nur dreinndsechszig. * Auf die amtlichen, von Bombay aus angestellten Untersuchungen über den Kindermord lautete es in

* Calcutta Chr. Obs. 1835, 471.

einem Berichte so: Den Ursprung des Kindermordes in Cutsch (wo er seit 500 Jahren herrscht und daher schon mindestens 3 Millionen Kinder weggerafft hat) zu ergründen, möchte sehr schwierig seyn. Die dortigen Häuptlinge haben alle Laster der Moslemin ohne ihre stechenden Eigenschaften angenommen. Kein Volk verachtet die Frauen so sehr, und dennoch sieht man, sonderbar genug, nicht selten Wittwen an der Spitze einer Familie, die dann alle ihre Geschäfte leiten. Die Frauen gelten für schlecht von Natur und in der That, der Wandel derselben bis zur Gemahlin des Rao (Königs) hinauf ist nicht geeignet, diese Meinung zu widerlegen. Es ist zu begreifen, wie die Männer sich den Kindermord können gefallen lassen, indem sie von Kindheit auf davon als von etwas Löblichem reden hören, aber daß, wie mir Beispiele erzählt wurden, junge Frauen, kaum vorher aus andern Stämmen, ja aus entlegenen Gegenden hereingekommen, selbst gegen die Neigung der Väter, ihre Töchter leben zu lassen, die Grausamkeit übten, deren Tod zu verlangen, das ist etwas Unerklärliches und würde uns an einer Wölfin oder Tigerin befremden." Die genauere Untersuchung hat gezeigt, daß der Stolz und die Sorge für das Reinbleiben der Geschlechter in viel geringerem Maaße als schmutziger Geiz die Familien mit dem Blute ihrer Töchter befleckt und daß diese am Leben bleiben, so bald für eine anständige Ausstattung von anderer Seite her gesorgt wird.

Ist es nun auch gelungen, das Leben von Tausenden dieser armen Kinder durch äußerliche Mittel der Regierungsgewalt zu retten, und sollte — was jedoch kaum zu hoffen steht — die ganze heidnische Sitte den Einflüssen der europäischen Gesittung auch ohne unmittelbare Mithülfe der evangelischen Verkündigung des göttlichen Wortes weichen, so wäre damit noch nicht die heidnische Betrachtung des weiblichen Geschlechts geändert, die es zum jammervollsten Sklavenloose herabdrückt, es wäre ihm noch nicht sein Menschenrecht in der Gesellschaft gerettet. Diese Betrachtung spricht sich im ganzen Lebensgange des weiblichen Geschlechts aus. — Man hat uns zwar neuerdings gesagt, es sey ein grober Irrthum der Reisenden, der Missionäre und derer, die ihnen nachreden, daß dieses Geschlecht in Indien vernachlässigt, verachtet, ohne Bildung, zucht- und sittenlos dahinlebe. Man hat auf romanhafte Weise die gute Erziehung und Sittlichkeit der in den Zenana's oder Harems eingeschlossenen Frauen der höheren Stände in Indien

geschildert, * man hat behauptet, es sey nur die Hefe des weiblichen Geschlechts, mit welcher alle jene ungünstigen Beurtheiler bekannt geworden. Allein wie oberflächlich und aus welcher falschen Menschenliebe, die den Jammer verdeckt und eben dadurch die Hülfe für entbehrlich erklärt, hervorgewachsen diese scheinbare Ehrenrettung der heidnischen Frauen sey, das zeigen die rühmlichen Charakterzüge, die der Ehrenretter allein anzuführen weiß, nämlich Sittsamkeit der vor dem Anblick jedes Mannes sorgfältig bewahrten Ehefrauen der höheren Kasten, wobei er jedoch zeigt, daß europäische Begriffe von keuscher Zucht diesen Weibern etwas Fremdes seyen und das feinere oder auch nur erträgliche Schamgefühl, wie es in Europa herrsche, der abendländischen Eigenthümlichkeit zuschreibt, ohne zu merken, wie sehr hier eben das Evangelium die erhabene Sitte begründet hat, die dem heidnischen Weibe noch fehlt. Er selbst liefert die schlagendsten Beweise für das, was er bestreitet, indem er sagt, was in den verschiedenen Theilen Indiens von den Frauen für anständig gehalten werde, freilich aber in abendländischen Kreisen Abscheu erregen würde. All solches den Schaden verhüllende und mit dem sittlichen Elend spielende Malen des indischen Frauenlebens kann die eine schreiende Thatsache nicht wegräumen, daß in Indien Erziehung und Unterricht für die Töchter gar nicht da sind, daß es geradezu für ein überflüssiges und verwerfliches Thun gilt, ihnen, die die heiligen Bücher (Schastra's) nicht lesen, nicht anrühren, nicht hören sollen, irgend eine höhere Bildung zu geben. „Nicht Eine von 20,000," sagt ein genauer Sachkenner, „unter Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen darf auch nur einen Buchstaben kennen lernen." ** Fragt man ernstlich nach dem Grunde, so ist es das Mißtrauen in die Treue der Frauen, denen mit der Schrift ein Mittel zu verderblichen Zwecken in die Hände gelegt würde, mehr noch, als die Heiligkeit der Schastra's. In welchen Abgrund von Verderben läßt schon dieser Grundsatz uns einen Blick thun! So geht das arme Kind dahin, als hätte es kein Recht an den wenn auch geringen Schatz tröstender Erkenntniß, den die Hindu-Religion etwa noch besitzt. Seine eben

* Asiatic Journal 1839 Juni — 1840 Juni, und Ausland 1840 Mai ff.

** Friend of India. Serampore 1821, p. 183.

so unwissende Mutter kann ihm kaum etwas mittheilen. Der Vater betrachtet seine Tochter nur als eine Last und kaum fällt ein anderer Blick auf sie, als ein unzufriedener, ja das unglückliche Kind thut wohl daran, ihm und den Söhnen des Hauses so wenig als möglich zu begegnen; denn sie alle sind ihre harten Gebieter und gegen ihren Druck und ihre Verachtung bietet ihr selbst die Religion keine Entschädigung, denn das heiligste der Bücher des Hinduvolkes, das Gesetzbuch des Manu, ruft dem Weibe entgegen: „das Weib ist abhängig von seinem Vater, seinem Gatten, seinen Söhnen, seinen nächsten männlichen Verwandten, nie darf es sich selbst regieren. Sie soll stets guter Laune seyn, ihre Geschäfte im Hause wohl führen, die Geräthe in Acht nehmen, sparsam leben. Der, dem sie von ihrem Vater zum Geschenk gegeben ist, kann fordern, daß sie ihm ihr Leben lang mit Ehrfurcht dient und auch nach seinem Tode ihm angehört. Wäre auch das Leben ihres Gatten zu tadeln, ginge er in schändlichem Wandel mit andern Weibern um und hätte keine gute Eigenschaft, sie müßte ihn doch beständig verehren als einen Gott. Kein Opfer, keine fromme Uebung, kein Fasten kann die Frau der Gottheit für sich darbringen, sie liebe und verehre ihren Mann und sie wird geehrt seyn im Himmel. Will sie mit ihrem Gatten an denselben Ort im Himmel kommen, so thue sie nichts, was ihm mißfallen könnte, weder so lange er lebt, noch nach seinem Tode; sie magre sich ab und lebe von Blumen, Wurzeln und Früchten, nach seinem Tode aber spreche sie auch nicht den Namen eines andern Mannes aus. So kann sie zum Himmel aufsteigen, auch wenn sie keine Söhne hat.“ * Das Patma Purana fügt noch weiter hinzu: „Sey der Gatte auch alt, krumm, lahm, blind und taub, sey er grob, widrigen Gemüths, zornig, zerstreut, unbeständig, ein Trunkenbold, ein Spieler und unverbesserlich in Ausschweifungen, sey er ganz unbekümmert um den Frieden seines Hauses, sey er so wild, wie ein Teufel, sey er ehrlos und verachtet in der Welt, weil ihn Verbrechen und Fehler zur Erde drücken, nie soll sein Weib ihn anders, denn als den Gott ihres Herzens betrachten. So ist den Frauen gleichsam vom Himmel herab der Mund geschlossen, der Despotensinn des Mannes geheiligt und 50 Millionen beweinens-

* Manava-Dharma-Sastra V, 148—160.

werther Opfer gehen in jedem Menschenalter durch das Leben hin ohne Klage, mit dem einzigen Troste, den stumpfe Empfindungslosigkeit gegen Uebel gibt, für die weder im Himmel noch auf Erden eine Erleichterung bereitet ist. — Kaum aber ist die erste Jugendzeit verflossen, so wird das Kind, sechsjährig und eben auf der Stufe angelangt, wo Herz und Geist sich aufschließen und in Europa die Erziehung beginnt, von dem Vater an den Meistbietenden verkauft, und bald ist es, unter das Sklavenjoch der häuslichen Arbeit gebeugt, für die geistige Welt völlig verloren und hat keine Zukunft mehr. Nicht der südliche Himmel, der auch keinen Frühling hat, sondern die Knechtschaft heidnischen Geizes und heidnischen, freilich nicht unbegründeten, Mißtrauens raubt dem weiblichen Geschlechte in Indien die schönste, bildungsreichste Zeit des Lebens. Die Tochter bleibt zwar noch einige Jahre im väterlichen Hause, aber sie gehört dem Manne an und weder Vater noch Mutter mögen sich ferner mit ihrer Leitung befassen.

Und dies ist noch das vergleichungsweise glückliche Schicksal der Töchter in den obern Kasten und im östlichen Theile Indiens. In Central-Indien verkaufen die Väter zuerst ihre Töchter, wenn Hungersnoth einbricht, als dasjenige, dessen sie am liebsten entrathen; Tausende dieser Unglücklichen wandern als Sklavinnen aus dem väterlichen Hause, andere Tausende, ja Hunderttausende werden als die Devadasis in die Pagoden (Götzentempel) hingegeben und bieten hier als Dienerinnen der Schaulust und als Werkzeuge der Ausgelassenheit und des Betrugs der Brahminen dem christlichfühlenden Abendländer die sprechendsten Beweise für die Entwürdigung eines Volkes durch das Heidenthum dar. In einer Hungersnoth sah man 150,000 Hindus, darunter nicht wenige Kinder und Jungfrauen, zu Gerippen abgehungert, sich in den reichsten Provinzen umherbetteln und man kann sich leicht denken, wie traurig hier das Schicksal der Schwächeren war,* wenn sie nicht das Glück hatten, zuerst als Opfer des Mangels oder der Blatternseuche halbnackt auf der Straße zu sterben. — Und wo vollends, wie bei den Nhairs im Südwesten der indischen Halbinsel und noch in mehreren andern Gebieten, von einer ordentlichen Ehe gar keine Rede ist, da sinkt das Weib auf eine Weise in die tiefste Armseligkeit

* Massie Continental India I, 256 ff.

hinab, deren Folgen und Aeußerungen zu beschreiben der Anstand verwehrt, und die sie, wo nicht unter doch neben die schwarze Negersklavin in Westindien stellt.

Zweites Hauptstück.

Ehestand und häusliches Leben.

Die Jungfrau oder vielmehr das Kind ist theilnahmlose Zuschauerin bei dem Verkaufe, der zwischen ihrem Vater und dem ihres künftigen Gatten stattfindet und dessen Gegenstand sie selber ist. Was könnte auch das unwissende und doch schon abgestumpfte Kind für Gedanken über seine Zukunft haben? Ob der Bräutigam ein menschliches Herz hat, ob er ein nach Hindu-Ansichten gesittetes Leben führt, darüber wird nicht ein Wort, nicht eine Frage verloren. Er ist im Besitze von Vermögen, es fällt Glanz von ihm auf die Eltern seiner Gattin zurück, er kann ihnen Geld einbringen oder auch nur er ist im Stande die Tochter zu ernähren und man ist ihrer losgeworden — das sind die Betrachtungen, über welche bei der Verheirathung seiner Töchter hinauszugehen dem Hindu höchst abenteuerlich erscheinen würde. Was liegt an dem Wohlbefinden eines Wesens, von welchem schon die heiligen Religionsbücher sagen: „ein Weib liebt nur ihren Schmuck, ihren Ruhesitz, gute Nahrung, sie ist unrein, voll Zorn, Rachsucht und Neid, sie ist träge und schwatzhaft, jede schlechte Eigenschaft besitzt sie," und daher vorschreiben, wie der Mann seine Gattin mit Stock oder Strick schlagen solle? * — Sie sieht ihren künftigen Gatten nicht und hört kein Wort von ihm, bis sie unwiderruflich für diese und jene Welt an ihn gefesselt ist. Unter der bei weitem überwiegenden Zahl sind die Ehen unglücklich, denn von gegenseitiger Neigung kann die Rede nicht seyn, da der Abstand zwischen Mann und Frau zu groß ist, um der letzteren irgend einen Schritt ohne Erlaubniß des Mannes zu gestatten, da sie nicht mit ihm, ja selbst als Mutter nicht mit ihren Söhnen essen darf, sondern zu warten hat, bis die Herren des Hauses ihren Hunger gestillt haben, um dann die Ueberreste des Mahls in einem Winkel des Hauses zu

* **Manava-Dharma-Sastra VIII, 299 f. IX, 13 ff.** vergl. **Mills history of British India by Wilson 1840. I, 448 ff.**

verzehren. Man beruft sich auf die höheren Stände, auf die Achtung und Liebe, die in manchen Familien die Frauen und Mütter genießen. Wohl! sie sind daran gewöhnt, nur Weniges zu verlangen und bezeugen darum wohl auch — wenn man sie fragt — ihre Zufriedenheit. Treten wir mit der geschmückten Braut — denn Juwelen und schimmernde Kleider nicht an ihr zu sparen, gebietet das heilige Gesetz, weil dies ihr einziges Gut ist — in ihre neue Heimath. Die älteren Glieder der neuen Familie sind hier versammelt, um zum erstenmal ihr Angesicht zu sehen und zum letztenmal, ehe die Blässe des Todes es bedeckt. Sie wird ins Gemach geführt. Hier sitzt sie, wie ein Marmorbild in ihren Schleier gehüllt; der endlich von einer Frau gehoben wird. Jetzt schließt sie die Augen, streckt die Hände aus und empfängt die Gaben und Segnungen der älteren Männer der Familie. Dieß ist ihre erste und letzte Handlung in größerer Gesellschaft. Sie zieht sich in ihr einsames Gemach zurück, das so fest geschlossen bleibt, daß sie mit ihrem Schwiegervater und den Brüdern ihres Gatten auch nie ein Wort wechselt und sich schnell verschleiert, wenn einer von ihnen ihr zufällig im Hause begegnet. Nur mit den Kindern des Hauses kann sie bis zu einem gewissen Alter reden. Nie wird ihr Name in der Familie genannt und augenblicklich würde die Röthe der Scham und des Zornes das Gesicht des Mannes überziehen, wenn ein argloser Abendländer sich nach dem Befinden seiner Gattin erkundigen wollte. Es wäre die äußerste Schmach, wenn ein Mann in irgend einer Sache dem Rathe seines Weibes folgte und eine Ansicht ist lächerlich, sobald sie einem Weibe ihren Ursprung verdankt. Ja die Namen, welche Verwandte von weiblicher Seite bezeichnen, sind zu Schimpfwörtern geworden. Die Familie bleibt sich fremd, wie wenn Steinmauern zwischen den beiden Geschlechtern bis zum Himmel ragten. Wenn die Männer essen, so stehen die Frauen verschleiert umher und warten auf den Befehl, Wasser oder Speise zu bringen, dann ziehen sie sich in ihre Gemächer zum einsamen Mahle zurück. Selbst die Anrede oder Bitte um diese Dienste ist für die Würde des Mannes zu viel, es wird nur gelegentlich bemerkt, was man haben sollte und dieser Wink muß eiligst benützt werden. — Die abgelegene Einsamkeit des Frauengemaches, das kleine vergitterte Fenster, der hochummauerte Hof sind die Verkündiger entehrenden Mißtrauens. Verläßt die Frau

selten genug im Jahre das Haus, so wird sie mit der Sorge der Eifersucht begleitet und zurück erwartet und ihr Besuch gilt nur einer ebenso einsamen Anverwandten, oder dem Badehaus, wo sie mehrere Frauen findet, selten der Pagode, dem Götzenfest, wohin die vornehmere Frau in ihrem festverschlossenen Gitterwagen kommt. Die Achtung des Sohnes gegen seine Mutter bemißt sich denn sicher nach dem Vertrauen, das der Vater ihr beweist.

Die Beschäftigung im Innern des Hauses ist folgende. Die vornehmere Frau bringt einen Theil des Tages damit zu, sich zu schmücken und mit ihren Juwelen vor den geringeren weiblichen Gliedern des Hauses zu prunken. Die Zwischenzeiten werden mit Schwatzen und Intriguen ausgefüllt. Die Nachbarfamilien und ihre Fehler sind der beständige Gegenstand des Gesprächs. Wer wird die gerühmte Glückseligkeit der Zenana's, wenn sie in nichts Anderem besteht, * anders betrachten, denn als ein lebendig Begrabenseyn? — Von wohlthätiger Sorge für Andre ist keine Spur. Wie könnten die Eingesperrten, denen kaum ein Blick durch das Gitter vergönnt ist, die auch an religiösen Festen nur im verschlossenen Wagen Theil nehmen, Gefühle für die Leiden ihrer Mitgeschöpfe haben, sie, die nicht einmal den Ehrenplatz der Frauen am Krankenbette der Glieder ihrer eigenen Familie einnehmen dürfen? Der Gatte selbst, der vielleicht ausgestattet ist mit der Bildung, die sein Volk, seine Religion, seine Stellung ihm zuführt, wird nie, wenn er das Frauengemach betritt, von höheren Dingen reden, sondern er läßt gleichsam vor der Pforte desselben diese seine eigene Welt zurück und steigt zu niedrigeren Wesen herab. Und wenn nun vollends die Vielweiberei herrscht und mehrere Frauen Eines Mannes mit einander den Kerker theilen! Und warum geschieht dies? Weil der Glanz eines Fürsten, eines Mannes von Rang nach der Zahl der Frauen bemessen wird, die in seinem Hause leben. Es ist ein Fürstentitel der „Kerkermeister von tausend Sklavinnen" zu seyn. Auch diese Quelle von Elend hat man mit schönen Worten zu vergolden und von der Freiheit und dem Wohlbehagen der Frauen in den prächtig geschmückten Kerkern zu reden

* Daß es sich wirklich so verhalte, davon zeugen Schilderungen aus der Feder von Eingebornen, die aus Anschauung sprechen, wie die Erzählung des Mohamedaners Kerim Ali im Ausland 1840 September Nro. 245 ff.

beliebt. Ebenso hat man aus der alten und neuen Zeit Beweise herbeigesucht für das glückliche Leben, welches Einzelne in diesen ungeheiligten Klöstern geführt. Aber keine Ahnung von dem, was ein zur Ewigkeit geschaffener Geist Frieden, Wohlbefinden und Freude nennt, hat sich in diese Lobreden gemischt. Gerade das ist ein an das Herz jedes Christen mächtig schlagender Klageton, das Geständniß, daß diese Hunderttausende von Frauen keinen Sinn, kein Gefühl haben für wahres häusliches Glück, für edles Familienleben, daß ihre göttliche Bestimmung ihnen unbekannt, ungeahnt in der Ferne liegen bleibt, daß ein öder Schimmer, ein herzloses Treiben in kindischem Glanz und eitler Lust als das letzte und höchste Ziel ihres Daseyns von ihnen selbst, wie von ihrer ganzen Nation betrachtet wird.

Blicken wir nun auch in die ärmeren Stände, die niederen Kasten hinab und betrachten hier das Loos der Frauen. Auch sie sind als Kinder in die Ehe getreten. Es ist unmöglich für sie, in träger Ruhe das Leben zu verträumen. Sie arbeiten mit ihren Händen, sie bauen das Feld, sie schleppen vom Brunnen oder Teich das Wasser herbei, sie besorgen die Küche, sie reinigen das Haus, sie besuchen Straße und Markt, man sieht sie in Schaaren die Tempel besuchen, bei den Götzenfesten sind sie die zahlreichsten und andächtigsten Zuschauer. Ja man könnte sagen, das weibliche Geschlecht ist der thätigste Theil der niederen Kasten, es trägt die Last und Bürde der Arbeit. Hören wir über ihr Loos einen vieljährigen Beobachter der die Güte hatte, seine Erfahrungen uns mitzutheilen, den ehrwürdigen Missionär Herrn Dr. Bernhard Schmidt: *

„Das Gebot unserer göttlichen Offenbarungsurkunde, daß der Mann dem Weibe, als einem schwächeren und zärteren Geschöpfe volle Ehre und Schutz gewähren solle, weil sie in den Augen des himmlischen Vaters dem Manne, als ein sittliches Wesen, gleichstehe und eine Miterbin des Himmels sey, hat in der Reihe von

* Um diese Mittheilung nicht zu verstümmeln, haben wir einige Wiederholung des bereits Gesagten nicht gescheut, um so weniger, als das Frühere mehr Bengalen galt, die Beobachtungen unseres verehrten Freundes Dr. Schmidt aber die Tamulen betreffen und so zum Beweise der Allgemeinheit so trauriger Uebelstände dienen.

Jahrhunderten, seit Einführung des Christenthums in Europa, einen solchen Einfluß auf die Veredlung des weiblichen Geschlechts und auf die Sicherstellung ihrer Rechte unter allen Nationen, die die Bibel wirklich lesen und befolgen, ausgeübt, daß diejenigen, welche nie unter heidnischen oder mahomedanischen Nationen gelebt haben, sich schwerlich einen richtigen und deutlichen Begriff machen können von der Unterdrückung und Verachtung, die das Weib unter jenen Nationen zu erdulden hat; — und wenn ich eine Beschreibung des erniedrigten und unglücklichen Zustandes des weiblichen Geschlechts in Indien geben soll, so wird es mir schwer, es auf eine solche Art zu thun, daß ich nicht zu übertreiben scheine.

Ehe ich eine Darstellung des Familienlebens zu geben suche, wie ich es während meines zwanzigjährigen Aufenthalts als Missionär in Indien beobachtet habe, muß ich einige Grundsätze der indischen Gesetzbücher rücksichtlich des Weibes berühren, weil diese seit Jahrtausenden unaufhörlich fortgewirkt haben, den Charakter der Nation zu verschlechtern und deren häusliche und bürgerliche Verhältnisse unglücklich zu machen.

Manu, dessen Gesetzbuch allgemein anerkanntes und göttliches Ansehen bei den Indiern hat, erklärt, daß die vier Religionsbücher der Indier (die Vedas) so heilig sind, daß außer den Brahminen, keine andere Classe von Männern, und kein Weib sie lesen darf, ja würde auch nur ein Wort des sanskritischen Urtextes in das Ohr eines Weibes fallen; so würde unfehlbar über das Land ein großes Unglück kommen, — und in einer andern, spätern Stelle sagt Manu: „Weil das Weib die Vedas nicht kennt, so kann sie nicht zur Seligkeit gelangen.“ Barmherziger gegen das weibliche Geschlecht ist der religiöse Volksglaube, welcher dem Weibe zwei Mittel anbietet, himmlisches Glück zu erlangen, (wenn anders auch selbst diese barmherzig genannt zu werden verdienen), nämlich, wenn sie ihrem Manne unbedingte, sklavische Unterwürfigkeit bezeugt, und wenn sie einen Sohn auferzieht, der ihre Leichen-Ceremonien verrichtet. Diese zwei Glaubenssätze sind tief in das indische Gemüth eingewurzelt. — Hört es, zartfühlende, christliche Frauen: Eine indische Heidin kennt keinen andern Erlöser im Himmel und auf Erden, als ihren Mann und ihren Sohn, von diesen beiden hängt ihre einzige Hoffnung ewigen Glücks ab! Eine indische Frau, die keinen Mann oder keinen Sohn hat, hat keinen Trost. Habt

Erbarmen mit euern armen indischen Schwestern und helft ihnen; — ihr vermögt's! —

Ich gehe nun zu einer Darstellung ihres häuslichen Lebens über. — Die Geburt eines Mädchens wird nur mit halber Freude bewillkommt. Ist's ein Sohn, so verkündet der Vater dies frohe Ereigniß seinen Verwandten und Nachbarn mit den Worten: „Ein Sohn ist mir geboren.“ Ist's ein Mädchen, so sagt er etwa nur: Ein Kind ist mir geboren;“ und mehr als einmal, wenn ich fragte: „Ein Knabe oder ein Mädchen? — habe ich ihn mit einer kleinlauten Simme und mit einer Art von Scham: „es ist ein Mädchen,“ antworten hören, gerade als hätte er ein Versehen begangen.

Nach europäischen Ideen sollte man nun von mir die Beschreibung ihrer Erziehung erwarten, aber da ich indisch-heidnisches Familienleben darzustellen habe, muß ich zunächst die Angelegenheit berühren, welche die nächste und größte Sorge indischer Eltern ist, und dies ist — die Verheirathung des Mädchens. Ein Mädchen wird von den Eltern als eine Bürde betrachtet, als ein Feuer das auf den Händen der Eltern brennt, und schon bei der Geburt sieht man sich unter der Bekanntschaft und Nachbarschaft um, welchem Knaben sie wohl als Frau zufallen könne. Die Regeln einiger Kasten überheben die Eltern dieser Sorge und bestimmen ziemlich unabänderlich, welcher Knabe unter den entfernteren Graden der Verwandtschaft das Mädchen heirathen muß. Manche Eltern bestimmen ihre Kinder für einander zur Ehe, noch vor ihrer Geburt, im Fall, daß das erwartete ein Mädchen ist. Der Hauptgegenstand der Ehepacten ist, wie viel Juwelen der Bräutigam seiner Braut zu geben hat. Reiche Eltern verheirathen ihre Töchter schon in ihrem vierten Lebensjahre; ärmere, sobald sich ein Bräutigam findet. Der Knabe ist gewöhnlich ein oder mehrere Jahre älter. So lange die Eltern noch leben, hat selbst der herangewachsene Sohn nie eine Stimme in der Wahl seiner Braut. — Ist zwischen den Eltern zweier Kinder ein Ehevertrag zu Stande gekommen, so wird der Astrolog des Orts über eine günstige Constellation befragt, und an dem Tage und der Stunde, die er bestimmt, wird die Trauung vollzogen, indem ein Familienfest veranstaltet wird, der Priester einige Gebete im Sanskrit über dem Brautpaare hersagt, und, außer einigen andern Ceremonien, der

Bräutigam und die Braut von einem Teller zusammen essen. Hiemit ist die Ehe unzertrennlich geschlossen, und sollte der Knabe während des Essens noch sterben, so ist sie eine Wittwe und darf nie wieder heirathen. Ein solches Beispiel fiel in Palamcotta vor: Ein reicher, kinderloser Sudra nahm zwei Brahminenkinder, einen Knaben und ein Mädchen an Kindesstatt an und verheirathete sie zusammen, der Knabe war fünf, und das Mädchen vier Jahre alt. Man gab den Kindern am Hochzeittage so viel Zuckergebackenes zu essen, daß der Knabe krank wurde und in der Nacht an Unverdaulichkeit starb! Dies Kinderspiel von einer Ehe hat das Mädchen zeitlebens zum ehelosen Stande verdammt, wenn sie nicht, was leider häufig in jenen brennendheißen und unmoralischen Ländern sich zuträgt, der Verführung nachgibt und Schande auf ihre Familie bringt. — Ist eine solche Kindertrauung glücklich vollzogen, so geht der Knabe mit seinen Eltern wieder nach Hause und zur Schule; das Mädchen lernt bei ihrer Mutter kochen, bis sie älter ist, dann wird unverzüglich ein neues Familienfest veranstaltet, und das Ehepaar zusammengegeben.

Die einzigen häuslichen Beschäftigungen, die dem indischen Weibe obliegen, bestehen im Kochen, im Wasserholen (welches selbst angesehene Brahmininnen verrichten), im Aufwarten bei Tische, und, unter den Aermeren, im Spinnen. Es gibt nichts zu nähen, weil die Indier, männlichen und weiblichen Geschlechts, ungesäumte Baumwollentücher um die Lenden winden und über Schultern und Kopf werfen, und wenn es je etwas zu nähen gibt, so darf der Schneiderzunft, nach den Regeln der Kaste, nicht ins Handwerk gegriffen werden! Die indischen Weiber waschen kein Kleid, weil das die Beschäftigung einer besondern Wäscherkaste ist, welcher eben so wenig ins Handwerk gegriffen wird. Aber es gibt auch andere Ursachen, wodurch der Indier seines Weibs zum Waschen nicht bedarf: Die, welche an Flüssen wohnen und sich täglich baden können, waschen ihre zwei Stücke Baumwollenkleider allemal gleich mit und trocknen sie während des nach Hause Gehens, indem sie sie gegen die Luft und Sonne halten. Bettzeug haben sie nicht, weil sie in ihren Kleidern auf Matten schlafen; Tischzeug haben sie eben so wenig; ihre Kinder gehen meistens fast ganz nackt. In Dörfern, entfernt von Flüssen, ist oft so großer Wassermangel, daß es höchst zeitverderbend, ja häufig unmöglich wäre, aus dem Brunnen,

wenn einer da ist, oder aus dem halbvertrockneten Teiche so viel Wasser nach Hause zu tragen, um eine kleine Wäsche anstellen zu können; auch haben diese armen Leute keine Waschgefässe. Sie gehen daher Monate lang in schmutzigen Kleidern, und selbst die ärmste Frau gibt, wenn es ja nöthig wird, ihre Wäsche der Wäscherin. So abhängig sind die Indierinnen von der Kaste der Wascherleute, daß es eine der bittersten Verfolgungen ist, die sie um des Christenthums willen zu ertragen haben, daß den Wascherleuten von den heidnischen Obrigkeiten geboten wird, den Christen nicht zu wäschen. — Um so weniger ist der Indier von seiner Frau abhängig, und wenn sie nicht recht gut kochen kann, oder ihm nicht recht unterwürfig aufwartet, so ist kaum etwas anderes, was ihn an sie nach den ersten Jahren der Jugend, die in ihrem 25ten Jahre und früher schon vorüber ist, fesseln könnte. Da kein heidnisches Mädchen, außer den Bajaderen, lesen oder rechnen lernt, und ihre Lebenszeit nur unter Weibern in der Küche und höchstens am Brunnen zubringt, so ist ihr Geist ungebildet, höchst beschränkt, leer, ohne allen Reiz und moralische Schönheit, ja sie kann ihrem Manne nicht einmal die Geschäfte des Einkaufs der Eßwaaren und anderer abnehmen, weil sie häufig betrogen werden würde, nicht zu gedenken, daß der einigermaaßen wohlhabende Mann aus Mißtrauen in den Charakter seiner Frau sie nicht auf den Markt, noch überhaupt allein aus dem Hause gehen läßt, wo er es nur immer vermeiden kann.

Lesen lernen die Mädchen hauptsächlich schon deswegen nicht, weil fast alle in den indischen Volksdialekten geschriebenen Bücher, die ich habe kennen lernen, unkeusche Geschichten von Göttern oder Menschen enthalten, so daß man keinem Mädchen, das lesen kann, einen reinen Charakter zutrauk, da auch die, welche nicht lesen können, ohnehin so viel von den Schandthaten ihrer Götter hören, daß ihre Phantasie befleckt genug ist. Nur die Bajaderen lernen lesen, um die Loblieder der Götter beim Tempeldienste singen zu können, aber da diese alle zu gleicher Zeit öffentliche Dirnen sind, so wird durch diesen Umstand die Abneigung und das Vorurtheil der Indier gegen weiblichen Unterricht nur noch mehr bestärkt; man fürchtet, daß die, welche lesen und schreiben kann, leicht zu den Bajaderen übergehen könne, oder doch wenigstens ihre Kenntniß und erworbene verhältnißmäßige Bildung zum Schreiben von

Liebesbriefen und andern ähnlichen schlechten Zwecken gebrauchen werde. — Aber es ist eine Thatsache, daß in den früheren Zeiten der tamulischen Cultur, namentlich vor der Eroberung und der Zerrüttung der Nation durch die Mahomedaner, es gelehrte Frauen gegeben hat, und einige Sammlungen moralischer Sprüche in veralteter Sprache, die noch jetzt die Knaben in allen heidnischen Schulen der tamulischen Nation auswendig lernen, werden von den Indiern selbst einer solchen gelehrten Frau zugeschrieben. Dies ist ein Beweis, daß, wenn wir nur die heilige Schrift allgemein verbreiten und viele recht gute, christliche Bücher auch für das weibliche Geschlecht in den indischen Landessprachen verfassen und drucken, die Indier bald nicht mehr den geringsten Anstand nehmen werden, ihre Töchter in unsere christlichen Schulen zu schicken, damit sie solche gute Schriften lesen lernen mögen; wie denn auch in dieser Hinsicht ein sehr guter Anfang schon gemacht worden ist. Aber wie viel ist noch zu thun übrig für uns Christen! Denn die Geschichte der Völker seit Jahrtausenden hat es klar erwiesen, daß nicht die Weisheit der Griechen, Römer oder Indier im Stande war, das Glück der Familien oder der Staaten zu begründen und fest zu stellen, sondern bloß das geglaubte und ausgeübte Christenthum.

Doch wir kehren wieder zu dem Familienleben der Indier zurück! Selbst **Abbé Dubois**, der 32 Jahre als Missionär in Indien lebte und in vieler Hinsicht indische Ideen angenommen und indische Sitten liebgewonnen hatte, sagt in seinem Werke über Indien: „Es ist etwas ganz Gewöhnliches, daß die junge Frau, unfähig die üble Behandlung ihrer Schwiegermutter und ihres Mannes zu ertragen, schon in den ersten sechs Monaten ihrer Ehe zum Hause ihrer Mutter zurückflieht, wo sie doch einige Liebe genossen hatte. Der Mann kommt nach einigen Wochen, versöhnt sich mit ihr, und überredet sie, wieder bei ihm zu wohnen, aber nach einigen Wochen oder Monaten flieht sie wieder zu ihrem elterlichen Hause, der Mann holt sie nach einiger Zeit wieder heim, und so geht es fort, bis die junge Frau ein oder mehrere Kinder geboren hat, und ihrer Kleinen wegen das Elend erträgt und in ihres Mannes Hause aushält!" — Derselbe Missionär erzählt eine indische Legende, welche zeigt, was für Mittel die Brahminen anwenden, um das Gemüth des armen Weibes so recht sklavisch zu machen und zu

zerknirschen, die ich gern mit Stillschweigen übergehen möchte, um das Zartgefühl Europäischer Frauen zu schonen und die Schande der Menschheit zu verdecken, wenn sie nicht das indische Gemüth und indische Volksthümlichkeit so ganz wahr und charakteristisch darlegte. Die Legende ist wie folgt: Ein alter, aussätziger Brahmine hatte eine junge Frau geheirathet. Als er einmal seinen Reis aß (und die Indier essen bekanntlich nicht mit Löffeln, Messern und Gabeln, sondern mit den bloßen Fingern), fiel ein Glied seiner aussätzigen Hand ab, auf den Reis; er hörte auf zu essen, und ließ das Glied auf dem Reise liegen. Es ist etwas höchst Erniedrigendes für Indier, das, was ein Anderer übrig gelassen hat, zu essen, aber eben deswegen ist es für ein Weib Pflicht der Liebe, Achtung oder sklavischer Unterwürfigkeit gegen ihren Mann, was er übrig gelassen hat, rein aufzuessen. Diese Frau that es auch; als sie an den abgefallenen Finger kam, schob sie ihn bei Seite und aß auch den Reis auf, worauf er gelegen hatte. Der alte Mann, der es wohl beobachtet hatte, sah sie mit Liebesblicken an und sagte: „Weil du eine solche Liebe zu mir hegst, sollst du auch im andern Leben die höchste Seligkeit mit mir genießen!" Nur das Christenthum kann das indische Weib von einer solchen die Menschheit entehrenden und das moralische Gefühl ertödtenden Geistessklaverei befreien, und ihr bessere, reinere, ausdauerndere Grundsätze der Tugend geben!

Es ist etwas sehr Gewöhnliches, daß ein übrigens verständiger Vater vom höheren Range in der bürgerlichen Gesellschaft seinen kleinen Sohn auf den Schoos nimmt, und, zum Zeitvertreib und Scherz, ihn in Gegenwart der Mutter alle Arten von Schimpfnamen gegen sie aussprechen lehrt. Ja, das Weib ist so niedergedrückt und verachtet, daß selbst unter indischen Christen es schwer fällt, ihr durch die positiven Gebote des Christenthums die gehörige Ehre und den gehörigen Schutz zu verschaffen und nur durch Ausdauer von Seiten der Missionäre, durch weise Mäßigung und durch geduldig fortgesetzten Unterricht und Ermahnungen kann diesem Uebel abgeholfen werden. So gestand mir einmal einer unserer Catecheten, der früher, so wie seine Frau, zur Römischen Kirche gehört hatte, daß, als er mit einem Manne sich über die Beendigung einer schwierigen Angelegenheit beredete und keinen Rath gewußt habe und seine Frau von der Küche aus ihnen einen vortrefflichen Ausweg

an die Hand gegeben habe, so habe ihn es so verdrossen, daß ein Weib klüger gewesen wäre, als er, daß er erzürnt geworden und mit ihr gezankt hätte. Er erzählte mir dies in einer traulichen Unterredung als einen Beweis seines thörichten und verdorbenen Herzens. — Als ich einen andern Catecheten zur Rede stellte, daß er seine junge Frau geschlagen habe, antwortete er mit Lächeln und Erstaunen: Soll nicht ein Vater sein Kind züchtigen?! (Wenn jeder Indische Ehemann sein Weib doch nur wenigstens als seine Tochter ansähe und behandelte, so wäre es gut!)

Aber wenn auch eine Frau unter günstigeren Verhältnissen lebt, als die von Abbé Dubois beschriebenen, oder wenn sie durch natürlichen Verstand und Anmuth, durch Nachgiebigkeit und Unterwerfung sich die Liebe ihres Gatten und ihrer Kinder einigermaaßen erwirbt, so sind doch die allgemeinen Landessitten und Gesetze so niederdrückend und entwürdigend für sie, daß gewiß kein Europäisches, christlich-gesinntes Weib selbst die Glücklichste von ihnen beneiden würde. Außer am Trauungstage ißt sie nie, wie schon gesagt, mit ihrem Manne und Kindern, sondern steht hinter ihnen, um aufzuwarten und das Uebriggelassene zu essen; selbst die sechs- bis achtjährige Tochter darf schon nicht mehr mit ihrem Vater und Geschwistern essen, sondern muß mit der Mutter aufwarten; sie darf mit keinem Manne sich unterreden, außer etwa mit den allernächsten Verwandten. Geht das indische Weib mit ihrem Manne aus, so muß sie immer einige Schritte hinter ihm gehen, aber etwas auf der Seite, damit er beständig beobachten kann, ob sie nach andern Männern blickt; begegnet ihr, wenn sie allein ausgeht, ein anderer Mann, so muß sie, wenn sie nicht zur niedrigsten Klasse gehört, und die Straße nicht gedrängt ist, sich so drehen, daß sie ihm nicht ins Angesicht sehen kann, und so lange stehen bleiben, bis er vorübergegangen ist; wird sie von ihm angeredet, was nur im höchsten Nothfall geschieht, so verhüllt sie sich tief in ihren Schleier; — vernachlässigt sie eine dieser und vieler andern Regeln, so muß sie gewärtig seyn, von ihrem Manne mit dem Stock gezüchtigt zu werden. Einen Sohn wagen Wenige zu züchtigen, weil es ja in seiner Gewalt steht, die Leichen-Ceremonien nach ihrem Tode ihr vorzuenthalten, und sie so ihrer Seligkeit zu berauben. Mehrere Familien- und bürgerliche Rechte, die im christlichen Europa jegliche Gattin genießt, werden ihr nur dann erst zu Theil, wenn

sie einen Sohn gebiert; — eine indische Frau, die keine Kinder oder nur Töchter hat, führt ein trostloses Leben, und muß häufig sehen, daß ihr Mann deßwegen eine andere jüngere Frau heirathet, und durch sie ihr Leben noch mehr verbittert; häufig kommen daher auch Vergiftungen vor. — Aber herzzerreißend ist es anzusehen, wie eine heidnische Mutter jammert, wie sie ihr Haar ausreißt, sich in dem Staub wälzt und ihre Brüste schlägt, wenn ihr einziger Sohn stirbt. Kaum größer ist ihr Elend, wenn sie ihren Mann verliert, denn ihr seitheriges Eigenthum gehört nicht ihr, sondern des Mannes männlichen Verwandten, selbst der Topf in der Küche wird von diesen habsüchtigen Menschen in Besitz genommen; nichts gesteht das Landesgesetz ihr zu, als die oft ziemlich werthlosen Juwelen und silbernen Arm- und Fußzeh-Ringe, die ihr von ihren Eltern und von ihrem Bräutigam bei ihrer Hochzeit gegeben waren, und die sie nur mit großem Verlust, wegen Betrügereien, verkaufen könnte; sie ist von nun an ganz abhängig von anderen Menschen, sie, die seither, wenn sie von ihrem Gatten geliebt und beschützt wurde, einigermaaßen Herrin in ihrem Hause war, ist nun Sklavin und eine nutzlose Bürde ihrer Schwiegermutter oder ihrer eigenen Söhne und übermüthigen Schwiegertöchter. Und wie kann es anders seyn? Mit niedergedrücktem und zerknirschtem Gemüthe, ohne alle Bildung und Anmuth des Geistes, ohne alle Grundsätze und Charakter, ohne wahre, edle Liebe, unter Menschen ohne Liebe, ohne Edelmuth, (denn Selbstsucht und Fühllosigkeit ist ein Haupt-Charakter der Indier) kann sie durch nichts der Familie sich nützlich und angenehm machen, weder durch Rath in Familien-Angelegenheiten, noch durch Hülfe in der Erziehung der Enkel, noch durch Handarbeiten; — ist es daher zu verwundern, wenn sie im ersten Schmerze bei dem Tode ihres Gatten den Entschluß ausspricht, ihn nicht zu überleben? Die Verwandten und Brahminen, gierig nach dem Besitz ihrer Juwelen, halten sie beim Wort und wenden alle Mittel an, selbst Branntwein, sie zu verhindern, sich zu besinnen, und etwa durch einen Widerruf, den verstorbenen Mann und seine Familie zu beschämen, sie versichern sie, daß sie nicht allein selbst die höchste Seligkeit mit ihrem Manne genießen, sondern auch früheren Generationen ihrer und seiner Familie zu himmlischem Glück verhelfen werde, und lassen sie nicht undeutlich merken, daß, wenn sie sich nicht mit ihrem Manne

verbrennen lasse, ihr in diesem Leben eine traurige Existenz bevorstehe. Aber was fast das Grausamste ist, wenn eine Frau sich verbrennen läßt, so muß ihr eigener Sohn, wenn sie einen hat, den Scheiterhaufen seiner lebenden Mutter anstecken. Ein Mann, ein Knabe, der seine eigene Mutter hat verbrennen können, der muß, durch diese Handlung allein fürchterlich verhärtet und jeder andern Unthat fähig werden.! Man sollte glauben, die Idee, daß ein Muttermord begangen wird, würde die ganze indische Nation erschüttert, und sie schon längst bewogen haben, diese Sitte mit Einer Stimme zu verdammen und abzuschaffen, aber nein; so weit der Einfluß der Brahminen überwiegend geworden, in der ganzen Präsidentschaft von Calcutta und Bombay bis an den Fuß des Himalaya werden jährlich Tausende der reicheren Wittwen einem schrecklichen Aberglauben und schändlicher Habsucht auf dem Scheiterhaufen hingeopfert; da ist das Wehklagen, das Angstgeschrei der Unterdrückten, die keinen Helfer, keinen Tröster haben!

Aber das Evangelium bietet ihnen Hülfe, Rettung und Trost an, und hat schon die Finsterniß der Unwissenheit und des Irrwahns zu zerstreuen angefangen, wohin es auch bis jetzt durch Christi Diener gebracht worden ist. Es hat die bessern Gefühle, die Gewissen vieler Heiden selbst angeregt und sie ermuthigt, gegen diese abscheulichen Menschenopfer ihrer eigenen Landsleute, Glaubensgenossen und Verwandten ihre Stimme laut zu erheben, und den christlichen Missionären und andern Menschenfreunden in Indien zu helfen, die unglückliche Lage des weiblichen Geschlechts zu verbessern. — Heiden selbst empfehlen jetzt unsere christlichen Töchterschulen, und nehmen darin Erzogene in ihren Häusern zu Lehrerinnen ihrer eigenen Frau und Töchter auf.

Und das indische Weib ist bildungsfähig, ist dankbar für den Unterricht, den wir ihnen geben. Obgleich wir in Tinnevelly Jahre lang die Eltern vergeblich ermahnten, ihre Töchter in unsere christlichen Schulen zu schicken, so fingen doch mehrere an, in der einen und der andern neu gestifteten Gemeine, ihre Töchter zu senden, und, als der Anfang einmal gemacht war, kamen mehr und mehr, und Manche haben uns schöne, rührende Beweise gegeben, daß der Unterricht nicht vergebens war, daß sie sich Christo übergaben, ihn liebten und ihm nachzuahmen suchten." — So weit Herr Dr. Schmidt.

Die Gattin des Missionärs Mault zu Nagercoil an der Küste Koromandel sagt in einem Schreiben vom J. 1834: „Ich wünschte sagen zu können, das, was über den Zustand des weiblichen Geschlechts in Indien schon Ungünstiges öffentlich laut geworden ist, sey übertrieben, aber ich muß im Gegentheil versichern, daß noch nicht die Hälfte gesagt ist. Kaste und Herkommen wirken zusammen, um das Weib schon bei seiner Geburt herabzudrücken. Wird ein Mädchen geboren, so erhält die Wärterin der Mutter (wenn sie eine hat), um ein Drittheil, oft um zwei Drittheile weniger Lohn, als bei der Geburt eines Knaben, und eben so bekommt sie vom Vater im erstern Falle ein viel kleineres Geschenk. Die Qualen des armen Kindes fangen damit an, daß man ihm, wenn es einige Wochen alt ist, ein großes Loch durch die Ohren bohrt, und es mit Baumwolle ausstopft, hernach mit bleiernen Ringen so schwer behängt, daß die Ohren bis auf die Schultern herabgezogen werden, wobei sie nicht selten zerreißen. Der Kindermord, besonders bei jungen Wittwen und umherstreifenden Dirnen, die uneheliche Kinder gebären, ist leider nur allzu häufig. Er beschränkt sich übrigens auf die Mädchen. Manches arme Kind wird Abends an einem unbesuchten Orte niedergelegt, wo es die Tiger und andere Bestien als ihre Beute holen. Manche dieser Armen sind mir ins Haus gebracht worden, wo sie in Folge des erlittenen Hungers starben, ohne daß die Pflege der Fremden sie zu retten vermochte, nur zwei davon wurden durch die Güte der Vorsehung am Leben erhalten. — Einmal begegnete ich einer alten Frau mit einem kleinen Mädchen von 1½ Jahren an der Seite. „Wem gehört das Kind?“ fragte ich. „Mir!“ war die Antwort. Als ich entgegnete, es gehöre nicht ihr, erzählte sie: „ich hörte seine Mutter, als sie Abends an meiner Thüre vorbeiging, zu dem Kinde sagen: ich kann dich nicht brauchen, ich habe dich nur zu schleppen, und kann nicht vorwärts kommen auf dem Wege, auch kann ich nicht so viel bekommen, als wir beide nöthig haben. Wärest du doch todt! dort in dem Palmenwald lasse ich dich liegen!“ Das arme Kind fing an zu weinen. Es erbarmte mich und ich sagte zu der Mutter: „laß das Kind nicht die Tiger fressen, gib es mir.“ Ich nahm es, gab der Mutter einige Chuttrams (kleine Münze) und will nun seine Mutter seyn.“ — Mädchen von 12 Jahren können sich ohne Schmach nicht sehen lassen, weil in diesem Alter sie

schon verheirathet seyn sollten. Oft haben wir Mühe gehabt, unsere Hindu-Christen zu überreden, daß sie ihre Töchter zum öffentlichen Gottesdienste brachten, ohne sich durch dieses Vorurtheil zurückhalten zu lassen. Wie oft habe ich Knaben ihren Müttern in barschem Tone Befehle ertheilen gehört und zwar mit Beifügung der schmählichsten Worte; der Vater war dabei und billigte es durch sein Stillschweigen, ja die Mutter war genöthigt ihren Knaben in der Anrede: mein Herr! zu nennen. Verstoßene Weiber, deren es leider nicht wenige gibt, sind die Aermsten unter den Unglücklichen. Die elendesten Vorwände reichen hin, um die Gattin wegzujagen, wenn sie dem Manne nicht mehr gefällt. Eine kranke Hand, ein kranker Fuß sind eben so gut als Kinderlosigkeit Anlässe zu solcher Barbarei; oft geht auch der Mann, heirathet in einer andern Gegend und kümmert sich nicht mehr um seine frühere Gattin. Kein Mensch fragt nach dem Mangel und Jammer der Verlassenen. — Wittwen sollen nach dem Gesetz ein ärmliches Witthum vom Vermögen des Mannes erhalten, während Verwandte das Meiste erben. Allein auch jenes weiß man in den meisten Fällen ihnen abzulisten, und ich habe Beispiele genug erlebt, wo es fast unbegreiflich war, mit welcher dürftigen Nahrung diese Unglückseligen ihren abgezehrten Leib von einem Tag zum andern am Leben erhielten. Kein Wunder, daß unter ihnen die Gewohnheit ihre Kinder zu verkaufen, sehr häufig gefunden wird; denn, um ihre Kinder nicht Hungers sterben zu lassen, geben sie lieber ihr Recht an dieselben auf. Kann die arme Wittwe vor Alter nicht mehr arbeiten, so jagen sie nicht selten ihre eigenen Kinder, auch wenn sie in erträglichem Wohlstande leben, aus dem Hause; dann mag die kranke, schwächliche Mutter ihr Brod vor den Thüren betteln und vor den Thüren ihr Nachtlager suchen. Unaussprechlich aber ist das Elend dann, wenn vernachlässigte Krankheiten, wie sie bei der Unwissenheit indischer Quacksalber, bei der schlechten Nahrung und der Unreinlichkeit der Hindufrauen gar oft vorkommen, eine solche Mutter befallen, und sie dann in diesem Zustand mit der offenen Erklärung, daß sie den Ihrigen zur Last sey, hinausgestoßen wird, um in Jammer auf der Straße oder im freien Felde den Geist aufzugeben. Ich habe das oft mit eigenen Augen gesehen. Ich kann von diesem Gegenstande nicht länger reden, weil mir zu schreckliche Vorfälle in die Erinnerung treten, deren Andenken

ich nicht ertrage. — Man hat mir geradezu gesagt: „unterrichtet ihr unsere Frauen, so verlieren wir unser Ansehen, und sie verweigern uns die gehörige Unterwürfigkeit." Man hätte wohl hinzusetzen können: „unterrichtet ihr unsere Frauen, so müssen wir einige unserer Gesetze ändern, ja, wenn weibliche Erziehung in Indien allgemein wird, so hört das Weib auf, die kriechende, zitternde Sklavin zu seyn, und hat es besser als die Kuh eines Brahminen, die nach den Schastra's über ihr steht."

Um jedoch sicher zu verfahren, stehe hier noch ein anderes Zeugniß eines einsichtsvollen Kenners indischen Lebens, des Herrn Massie: „Der weibliche Charakter kann als die Quelle betrachtet werden, aus welcher immer neu die Anlagen, Neigungen und Bestrebungen jeder Generation hervorquillen. Darum ist es eine dringende Frage: wie sind die Frauen des indischen Volkes beschaffen, welches ist ihre ohne Uebertreibung, ohne Einseitigkeit geschriebene Geschichte? Hierauf diene zur Antwort: Frauen sind in Indien Wesen von geringerer Art, die gemeinsten Mittel geistiger Bildung, wie sie im Abendlande ihr Geschlecht genießt, werden ihnen vorenthalten; sie sind auf die Gegenwart für ihre Genüsse angewiesen, aber hier ist ihr Theil häusliche Arbeit ohne alle herzerweckende Gefühle. Für sie gibt es keinen Platz am geselligen Tische, nur die thierische Seite des Menschenlebens reicht ihnen einige ihrer Befriedigungen als Werkzeugen der Sklaverei und der Leidenschaften dar. Wo — wie in Vorderindien — die Herrschaft des Hauses, in welchem nicht selten viele Familien eines Stammes wohnen, der Aelteste besitzt und ihm der nächstälteste Mann nachfolgt, da ist die Frau oder die Wittwe eine Sklavin für immer und wehe ihr, wenn sie diese Kette brechen wollte! Als ich zuerst die Frauen und Töchter auch angesehener Familien mit ihren schweren Wasserkrügen zum Fluß oder Brunnen gehen sah, da dachte ich an patriarchalische Einfalt und ahnte nichts von Sklaverei. Aber als ich Zeuge war, wie die Frau des Reichsten nur die gemeinsten Geschäfte verrichtete, den Dung im Korbe auf dem Kopf aufs Feld trug (oder ihn zum Brennmaterial zubereitete) da drang sich mir die schmerzliche Frage auf: was muß in diesem Herzen seyn, wenn es in die Vergangenheit zurückschaut oder einen Blick in die Zukunft richtet? Wenn ihre Hände ruhen und sie einmal in stilles Sinnen geräth, über sich den geheimnißvoll dunkeln Himmel, unter sich eine Erde,

die wie ein Traum zerflattert, auf was kann denn ihre Seele sich lehnen? Wenn ihre Söhne sorglich unterrichtet werden, daß ihr Geist sich erweitert, wenn ihr grübelnder Verstand sich sehnsüchtig in die unsichtbare Welt versenkt oder die täglich die Neugier von neuem reizenden Naturerscheinungen zu erforschen sucht, welches Licht kann dann die arme, finstere Mutter dem zeitlich geliebten Kinde bringen? wird sie da nicht bitter klagen über ihre geistige Armuth? Ach nein! das wird sie nicht; denn ihre Glückseligkeit ist Nichts denken, so lange als möglich schlafen, so träge als möglich ruhen, das ist der Gipfel der Erdenseligkeit einer Hindu-Frau."* Der Reisende Motte bemerkt: „Ich habe Männern von Rang meine Aufwartung gemacht, deren Frauen ich Holz, welches sie selbst gehauen, nach Hause tragen sah, so viel sie nur erschleppen konnten, um es an mich für einen Penny (drei Kreuzer) zu verkaufen. In den gebirgigen Gegenden Indiens sah ich nicht selten Frauen pflügen, ihre kleinen Töchter die Ochsen treiben, während die Männer Spieß und Axt in der Hand durch die Wälder streiften, um zu stehlen, was sie konnten.** Zwar sind es allerdings die niederen Kasten, von denen man solches erzählen und noch dazu sagen kann, daß die Gewohnheit, ihre Frauen mit Schlägen zu mißhandeln, allgemein unter ihnen sey, allein ist das Elend darum kleiner, weil unter Millionen, die es trifft, einige Tausende sind, die es nicht in derselben Art und Schärfe zu ertragen haben, während sie unter andern Aeußerungen derselben Volksgesinnung dahin schmachten? — Endlich, wie leicht macht es das einheimische Gesetz dem Manne, sein Weib, dessen er überdrüssig geworden, unter gültigen Vorwänden aus dem Hause zu weisen und sie, die vielleicht nichts verbrochen hat, als daß sie die unerschöpfliche Geduld nicht bewies, die allerdings für ihr erträgliches Durchkommen unerläßlich ist — aller Schmach und allem Elend zu überlassen! Sie sey „streitsüchtig" oder „verschwenderisch", so erlaubt das Gesetz dem Manne die Verstoßung, während das Weib unter keinen Umständen den Mann verlassen oder obrigkeitliche Hülfe zur Scheidung von ihm anrufen kann. Stößt er sie aus, was jedoch bei solcher Geringschätzung der Frau und so geringen Ansprüchen auf häusliches Leben,

* Continental India II, 148 ff.

** Mill hist. of India I, 452.

als sie der Hindu macht, nicht häufig stattfinden kann, so ist sie hülflos und fällt meist der äußersten Noth, nicht selten der traurigsten Sittenlosigkeit anheim."

Drittes Hauptstück.

Wittwenstand. Alter. Verbrennung der Wittwen.

Es hat sich schon im Bisherigen gezeigt, daß nicht etwa der Tod des Mannes eine Erlösung des Weibes von ihrem Sklavenloose herbeiführt. Auch wäre dies eine unselige Hülfe, wenn Friede und Ruhe nur durch die Lösung eines heiligen Bandes in die Hütte oder das Haus einkehren könnte. Es mag Weisheit der Gesetzgeber genannt werden, daß sie diese Aussicht dem Weibe abschnitten, indem sie es verpflichteten, auch nach dem Tode den Mann zum Mittelpunkt ihres Lebens zu machen und in seinen und ihren Söhnen oder Verwandten seine Stellvertreter in ihrer unbedingten Beherrschung zu erkennen. Denn es verhütet das Verschwinden des letzten die Familie zusammenhaltenden Interesses, welches bei solcher Behandlung, wie die geschilderte, unausbleiblich wäre, nämlich des Interesses der Selbsterhaltung. Aber es ist eine in ihren Wirkungen schauderhafte Weisheit! Die Gattin wünscht — wenigstens in den meisten Fällen — das Fortleben ihres Gatten, die Mutter die Erhaltung ihrer Söhne nur um ihres eigenen Vortheils willen, sie hat nicht Anlaß und Gelegenheit, eine uneigennützige Theilnahme an ihrem Wohlbefinden zu bezeigen, und wenn sich eine Hindufrau so hoch über ihre Nation erheben könnte, wer würde ihr edlere Beweggründe zugestehen? Einer der sogenannten Vertheidiger der heidnischen Frauen Indiens sagt selbst: „Das glücklichste Loos, das ein Weib treffen kann, ist, wenn sie in der Ehe stirbt, ja die Schastra's (heil. Bücher) sagen, es sey dies eine Belohnung für gute Thaten, die sie in einem früheren Leben (nach der Seelenwanderungslehre) gethan. Eine Wittwe kann sich nie wieder verheirathen, ohne als die verwerflichste Person von Jedermann, auch dem Niedrigsten, verachtet zu werden, das schlechteste Weibsbild stünde in besserem Rufe, als sie. Aber auch schon das Wort: Wittwe, bezeichnet etwas Verwerfliches. Da alte Brahminen nicht

selten Kinder von 3 bis 4 Jahren in zweiter Ehe heirathen, so ist der Fall häufig, daß ein Kind schon als Wittwe in's bewußtere Leben eintritt. Kaum ist der Mann todt, so tritt die Arme in die traurigste Periode ihres Erdenlebens. Sogleich werden alle schönen Kleider, jeder Schmuck ihr weggenommen, selbst der Tahli, das Sinnbild ihrer Ehe, das ihr der Bräutigam am Hochzeittage angehängt, wird ihr vom Halse geschnitten; nicht einmal bunte Gewänder darf sie mehr tragen, sie verliert jeden Antheil an den Freudenfesten des Hauses, jeder Rest von Einfluß in der Familie verschwindet, die Augen aller ihrer Verwandten und Bekannten sind auf sie stets gerichtet, nicht das unschuldigste Vergnügen darf sie sich erlauben oder auch nur scheinen, als hätte sie noch Sinn für Freude; wo sie außerhalb ihres Dorfes erscheint, gilt sie für ein böses Zeichen, dessen Begegnung Jedermann hindert, sein eben begonnenes Geschäft oder gefaßtes Vorhaben auszuführen. Musterhaft ertragen fast Alle dieses härteste Loos." *

Und Massie ** berichtet: „Die schreckliche Strafe des Wittwenstandes wird durch keine Kindsliebe gemildert. Die Wittwe trinkt den bittersten Leidenskelch, ungemischte Trübsal, die traurigste Verlassenheit. Alle zehn Tage muß sie sich, so gebeugt von der Last des Alters sie seyn mag, das Haupt abscheren lassen, in ihren täglichen Waschungen muß das Wasser, mag es kaltes, rauhes Wetter oder sie krank seyn, über ihr Haupt gegossen werden, jede Nacht muß sie ihre Opferlampe brennen und wachen, daß ihr nie das Oel gebreche, denn traurig wäre ihr Schicksal, wenn ein Morgen sie erloschen fände. Nur einmal am Tage darf dieses Kind des Kummers essen, nie darf ein Bette ihre matten Glieder erquicken, der harte Boden ist das Kissen, worauf ihr müder Leib ruht. Das Wittwenkleid bezeichnet sie als die feige, aufopferungslose Gattin, die ihr Leben zu lieb hatte, um mit dem Gatten in's Grab zu steigen und bedeckt sie mit Schmach bis an's Ende."

Ist es ein Wunder, daß die grausenhafte Sitte der Wittwenverbrennung oder das Sutti vor seiner Abschaffung durch Lord Bentink in 6 Bezirken während 9 Jahren nicht weniger als sechstausend Opfer fand und auch jetzt noch nicht gänzlich vertilgt

* Asiatic Journal 1839 Octob. p. 120 f.

** Cont. India II. 151 f.

werden konnte. Ehe wir von dieser noch immer vorhandenen Sitte reden, folgen wir einer Erzählung, die uns Massic mittheilt: „Mucht=Bye, Tochter einer Prinzessin, war Ehefrau und Mutter geworden. Ihr einziges Kind, ein blühender Knabe, starb eines Tages wie eine schnell welkende Blume hin, ihr Gatte kränkelte 12 traurige Monate lang und mit ihm fiel ihre letzte Stütze. Die verzweifelnde Wittwe erklärte ihren Entschluß, den Scheiterhaufen ihres Mannes zu besteigen. Ihre Mutter, die zugleich ihre fürstliche Gebieterin war, ergriffen von mütterlichem Erbarmen, suchte ihr denselben auszureden, wagte es aber nicht, den Zaubermächten der falschen Religion gegenüber ihr Ansehen zu gebrauchen und das Todesopfer zu verbieten. Sie warf sich vor der Tochter in den Staub und bat sie flehentlich, sie nicht einsam auf der Erde zu lassen. Umsonst; die kalte und entschlossene Antwort war: „Mutter, du bist alt, und wirst in wenigen Tagen dein frommes Leben enden; mein Gatte und mein Kind sind gestorben und wenn du ihnen folgst, wird mir das Leben unerträglich; dann aber wird die Gelegenheit, es mit Ehren zu enden, vorüber seyn." Die unglückliche Mutter wagte nichts weiter und mußte sich entschließen, Zeugin der Todesscene zu seyn. Sie ging in dem feierlichen Zuge mit, stand nahe am Scheiterhaufen und wurde von zwei Brahminen an den Armen gehalten. Sie stand in großer Seelenangst, doch mit ziemlicher Fassung da; als aber die erste Flamme aufflackerte, verlor sie alle Selbstbeherrschung, und während sie durch ihr Jammergeschrei den Lärm der jubelnden Volksmenge übertönte, sah man sie ihre Hände, die sie nicht losmachen konnte, heftig zerbeißen. Nach einigen krampfhaften Anstrengungen gewann sie wieder Fassung genug, um die Feierlichkeit des Badens im Nerbudda mitzumachen, während das Feuer die Leichname verzehrte." — Eine andere Erzählung aus gleicher Quelle lautet wörtlich so: „Das kleine Wölkchen, das wie ein perlenweißes Fließ mit einem Purpursaum als Vorbote vor der tropischen Morgensonne aufsteigt und vom Frühwind in leichter Wellenbewegung über die Schatten der Nacht emporgehaucht wird, mag etwa ein Bild des frühesten Kindheitlebens der Hindufrau seyn. Aber wie traurig ist der Anblick ihrer letzten Tage. Die kleine Wolke hat sich mit dichtem Dunkel weit über den Himmel ausgebreitet, rings umher nur schwarze Nacht und in ihr ein furchtbar ahnungsvolles Bewegen —

so war es mit der Frau des Subarn. Holli=Letschema war die Tochter wohlhabender Eltern. Ihrer Kindheit folgten einige kurze Jahre reiferer Jugendblüthe, die aber schnell dahinflogen und während welcher ihre ganze Bildung nur in kindischem Spiel und äußerlicher Arbeit des Hauses bestand. Sie lernte sprechen, ihre Zähne waschen, ihr Kleid umbinden, anmuthig einhergehen, den Eingang des Hauses mit den Figuren zieren, welche mit einem geweihten Pulver, das man kunstreich auf den Boden streut, gezeichnet werden. Es war eine schmerzlose Zeit, aber auch ohne Bemühung, ihr irgendwelche Kenntniß beizubringen, die das Herz erweitert, eine Zeit ohne Sorge und Kummer, aber auch arm an Hoffnung für die Zukunft. Ueber dieser hing ein dunkler Schleier, den keine freundliche Hand zu lüften versuchte. Einmal, als sie erst sieben Jahre alt war, hörte sie viel von Heirath reden und verhandeln, aber die Sache war ihr so unverständlich und ihr Gefühl so wenig davon angeregt, daß sie kein Verlangen hatte, ihren Bräutigam zu sehen oder in seine Familie eingeführt zu werden. Die Zeit ging ohne weitere Sorge hin und als sich Gefühle und Neigungen in ihrem Herzen zu regen begannen, vernahm sie, daß sie bereits für ein Stück Gold verkauft sey. Die Vorhochzeit wurde vollzogen und die gewöhnliche Feier fand statt. Sie wurde dem Manne vorgestellt aber noch nicht überliefert, der die unbedingte Herrschaft über ihre Person haben sollte und von ihr die unterwürfigste Huldigung erwarten konnte. Jetzt lebte sie als Verlobte bei ihren Eltern, bis es sich eignete, daß die eigentliche Heirath stattfand. — Jung und anmuthig, mit unbestimmten Vorstellungen vom ehelichen Leben, ohne gegenseitige Zuneigung und Vertrauen, gingen die jungen Leute durch die Festlichkeiten, die einem Opferfeste für den Geist der Zwietracht und des Aberglaubens ähnlicher waren, als dem Eintritt in einen Bund der Liebe, und jetzt wurde ihr die einzige vom Gesetze ihrer Nation gestattete Freundlichkeit erwiesen, indem sie Schmuck, Kleider und Speise in Fülle erhielt. — Ermüdend waren die Ceremonien der Trauung. Während der Bräutigam mit aller herkömmlichen Gastlichkeit von ihrem Vater empfangen wurde, goß man ihr drei Gefässe voll Wasser über den Kopf und sagte Gebete her, deren Wiederholung das Zartgefühl nicht gestattet. Die Hände der Neuvermählten wurden mit einem segenverheißenden Arzeneistoffe gerieben, in

einander gelegt und unter Musik von einer Matrone mit geweihtem Grase zusammengebunden. Der Vater der Braut hieß nun die Priester ihre Segenswünsche sprechen, während er Wasser aus einem Gefässe, das auch wohlriechendes Gras enthielt, auf die verbundenen Hände der Verlobten goß, ihre Namen mit dem seinigen nannte und dazu sprach: „bei Gott dem Seyenden, ich übergebe dir dieses Mädchen mit Juwelen geschmückt und unter dem Schutze des Herrn der Geschöpfe," worauf der Bräutigam erwiederte: „es sey gut!" Holli's Vater schenkte nun dem Subaru ein Goldstück, ein Stück aus den Veda's wurde verlesen und die Neuvermählten traten vor, indem der Mann die ersten Worte des Gatten an sie richtete, die so lauteten: „Mögen die Fürsten des Himmelsraumes, möge Luft, Sonne und Feuer die Angst von dir treiben, die dein Herz bewegt und dasselbe zu mir wenden. Sey freundlich anzusehen und deinem Manne hold, sey glücklich im Vieh, lieblich in deinem Sinn und schön von Person, sey die Mutter starker Söhne, sey fröhlich und liebe Vergnügen, bringe Glück unserm zwei- und vierfüßigen Vieh!" Der Saum ihrer Mäntel wurde nun zusammengeknüpft mit den Worten: „Seyd unzertrennlich in Pflicht, Vermögen und Liebe!" — Welcher Hohn in all diesen nichtsbedeutenden Worten! — Wir wollen die weiteren Gebräuche nicht schildern, die Opfer, welche beim Stehen und Niedersitzen der Braut den verschiedenen Göttinnen gebracht wurden, die Darreichungen von Reis, Butter und Anderem, die sieben Kreise, welche die Braut unter Vorlesung der heiligen Bücher betrat, das Niedersitzen auf einer Ochsenhaut u. s. w. Kurz, wenn Opfer und Beobachtung herkömmlicher Formen glücklich machen könnte, so hätte Holli-Letschema den vollesten Anspruch auf Friede und Freude gehabt. Aber ach! es kam anders. Die unter so neuen Verhältnissen natürliche Zurückhaltung der jungen Frau verschwand allmählich, sie äußerte sich freier gegen ihren Mann, aber ohne Vertrauen. Denn er erwartete an ihr nicht eine Lebensgefährtin in verständiger Gemeinschaft eben so wenig, als sie geeignet war, mit ihm die Wege der Weisheit zu wandeln und ihn in Widerwärtigkeit zu trösten. Das spielende Vergnügen an der sanften jungen Gattin war dahin, sobald der Gatte sie näher kannte, die geringe Anziehungskraft, welche beim ersten Zusammentreffen am Hochzeitfeste noch auf ihn gewirkt, verschwand, weil Laune, Selbstsucht,

persönliche Geringschätzung der Familie Holli's oder die allgemeine Verachtung des Weibes nebst dem im väterlichen Hause gesehenen Vorbild, zusammen mit gelegentlichen Enttäuschungen, dem jungen Manne den letzten Rest von Neigung nahmen. Sie dagegen, nie daran gewöhnt, sich selbst zu beherrschen oder ihren Geist zu bereichern, konnte nach dem ersten Tage nichts mehr aus ihrem Innern hervortreten lassen, was den Gatten an sie gefesselt hätte, denn sie hatte nichts, als was er schon in ihrem väterlichen Hause an ihr gesehen hatte, während er selbst, unbekannt mit sich selbst und der Welt, nicht auf Fehler gerechnet hatte, die er jetzt erst wahrnahm. Er wurde bald mißlaunig, reizbar, heftig, seine Wünsche wurden Befehle, seine Befehle harter Druck und jetzt war schon nach kurzer Zeit ihr gegenseitiges Verhältniß in das eines erbitterten Despoten und einer widerwilligen Sklavin verwandelt. Es gab noch Augenblicke, wo das eiserne Joch abfiel, wo sogar die seidenen Seile der Liebe den Tyrannen leiteten, wenn es den edleren Gefühlen des Herzens gelang, sich geltend zu machen; aber sie waren, wie Engelbesuche, äußerst selten. Jahre gingen hin, die Jugendblüthe welkte, die Sorge für eine Kinderschaar lastete schwer und fast ausschließlich auf der Mutter. Es war in ihr ein freundliches Wesen und ein gewisses Feuer der Seele gewesen, das, von Erziehung und Religion gepflegt, die schönen Früchte eines edlen, wohlwollenden und nützlichen Charakters hätte bringen können. Oft wünschte sie wohl, an den Gatten, als die Stütze ihrer Jugend, sich lehnen zu können, und selbst in den Stunden der Zwietracht fühlte sie sich weich und gerührt und hätte gern an ihm den vertrauten Genossen ihrer reiferen Jahre gehabt. Denn sie wußte nichts, dem sie leben konnte, als den Gatten oder ihr eigenes Vergnügen; sie wünschte die Erhaltung seines Lebens um ihres eigenen Wohlseyns willen, aber der Tod richtet sich nicht nach unserer Bequemlichkeit. Holli's Gatte wurde krank und trotz ihrem Opfer, Gelübde, Gebete zu den armen Götzen der Hindus, trotz aller Kräuter aus der Dorfapotheke und aller Zaubermittel des Beschwörers oder Priesters sank seine Lebenskraft schnell dahin. Sie pflegte seiner mit unermüdlicher Sorgfalt, sie wachte bei seinem Lager mit beständiger Angst, sie weinte und flehte — aber nicht zu dem lebendigen Gott und gerade jetzt, da sie die Festigkeit der Ehebande am meisten fühlte und nur für den Gatten lebte, jetzt, da selbst aus dem Munde der Hindufrau Worte zärtlicher

Anhänglichkeit, aus dem des Hindu's Aeußerungen liebender Dankbarkeit, sonst ungehörte Dinge, gingen, — starb er. Es bedurfte in diesem Augenblicke wenig Ueberredung zu dem Entschlusse, lieber mit ihm zu sterben, als zu leben. Sie kannte den Jammer des Wittwenstandes, nichts fand sie, woran ihr jammererfülltes Herz sich halten konnte, kein Freund war da, der ihr sagte: Du sollst leben! kein Tröster in ihrem verzehrenden Kummer. Blickte sie rechts, da stand der Priester und wies nach der einzigen Zuflucht, augenblicklicher segensvoller und ruhmreicher Wiedervereinigung mit dem Gatten durch die heilige Leichenflamme. Blickte sie links, hier sah sie diejenigen, welche ihr Aberglaube einen Gewinn an Ehre von dem Opfer ihrer Verwandten hoffen ließ oder die wenigstens ungern die Last ihrer Ernährung übernommen hätten; sie drangen in sie, dem Rathe des Priesters zu folgen. Sah sie vorwärts, so hing undurchdringliche, traurige Nacht auf ihren Pfad herab, hob sie den Blick aufwärts, so traf er einen schwarzen Himmel, kein mildes Vaterauge blickte herab, kein tröstendes Wort, kein Schimmer der Erbarmung, kein helfender Arm erschien! So war sie in ihr Inneres zurückgeworfen, aber hier fand sie nur angstvolle Unruhe, Kummer und Jammer, und in diesem trüben, wilden Schmerz sprach sie das unwiderrufliche Gelübde des Selbstmordes aus. Jetzt dankte der Priester den Göttern, die Verwandten jubelten in dankbarer Freude, alle Mittel wurden in Bewegung gesetzt, ihr Gemüth zu erheitern, ihren Muth zu steigern, ihre Furcht einzuschläfern und ihren Entschluß zu stärken. Ihre Kinder, diese starken Bande an's Leben, wurden ihr aus den Augen gebracht, Opium und andere betäubende Säfte wurden ihr reichlich eingegossen, man bedüftete sie mit wohlriechendem Rauche, sättigte ihr Haar mit Oel und bestreute es mit Sandelholzpulver: Blumengewinde wurden ihr zum Schmucke dargebracht, sie wurde laut als Liebling der Götter gepriesen, die an göttlicher Macht Theil nehme, man bat sie um ihren Segen und um Hülfe für ihre Freunde, geweihte Gaben vertheilte sie unter die Bittenden, das Feuer ihres Entschlusses wurde von allen Seiten angefacht und laut hörte man die Zeit ihrer Selbstopferung vor dem Volke ausrufen, nachdem die Erlaubniß der britischen Obrigkeit erfolgt war. Jetzt stockten alle Geschäfte, Schaaren von Menschen, Männer, Weiber und Kinder, strömten an dem heiligen Platze zusammen, Alles jubelte, scherzte, lachte, wünschte ihren Verwandten Glück. Auch mir wurde

eine Einladung zugeschickt. Ich eilte zum Schauplatz; es war anderthalb Stunden vor Sonnenuntergang, um 5 Uhr, als ich die Opferstätte erreichte. — Der Leichnam des Gatten war in Tücher gewickelt, sein Angesicht abgezehrt und bleich, unangenehm, wie der Hindu im Tode gewöhnlich aussieht, der ja nirgends einen lieblichen Anblick gewährt. Er lag auf einer Tragbahre von ungeschälten Baumzweigen und ohne irgend einen Schmuck inmitten eines Kreises, den die Priester, das Opfer, die Verwandten und diejenigen um ihn bildeten, welche Holli's letzten Segen in flehender Stellung sich erbaten. Sie trug ein salmfarbiges, heiliggehaltenes Kleid, ihr Gesicht war mit Safran geschminkt. Ihrer Jahre waren nicht viele gewesen, nur 25 — 30 Jahre hatte sie gelebt, aber die wenigen Tage ihres Wittwenstandes hatten sie mehr entstellt, als alle früheren Leiden. Sie war vorwärts gebeugt, wie unter schwerer Last, oder wie wenn innere Angst und Entsetzen ihren Leib zusammenzögen. Sie schien zu lächeln, das Lächeln des Schmerzes. Das kalte freudenlose Mondlicht zwischen unheilschwangeren Wolken, das auf ein trauriges Grab fällt, ist ein schwaches Bild der Beleuchtung, die ihr Herz auf ihre blassen Züge goß. Soll ich's genau nennen, so war es der Ausdruck eines Herzens, das selbst die Bande des Lebens zerrissen hatte, eine gefühllose Miene der Selbstgefälligkeit. Von den Haarwurzeln der Stirne zu der Nase lief ein gerader rother Strich über ihr Gesicht, das Zeichen des Selbstmordes. Sie hielt Blumensträuße in der Hand zum Vertheilen; Kleider, Cocosnüsse, Gewürze, Sämereien gab sie den Frauen, die sie ansprachen. Zwei vornehme Brahminen schienen ihr die Dienste von Beichtvätern zu leisten; einer las öfters aus einem Buche von Palmblättern, um sie zu unterweisen oder zu trösten, dann redete er wieder mit seinem Amtsgenossen oder empfing Gaben aus Holli's Hand. Die Einnahmen der Brahminen bei solchen Anlässen belaufen sich oft auf 40 — 50 Pfund (480—600 Gulden) und ich sah diese alten grauhaarigen Männer mit den schlauen Gesichtern über die Theilung des Geldes in Streit gerathen und wahrhaft dämonische Leidenschaften in ihren Mienen sich abmalen. — Während das arme Weib mit den Priestern so beschäftigt war, gab sie den Zusprüchen von Europäern, die sich herbeidrängten, um sie in ihrem grausenhaften Entschlusse wankend zu machen, nicht das geringste Gehör. Die Schaaren der Eingebornen waren alle beschäftigt; Wenige schienen

nachzusinnen, Viele zeigten den größten Leichtsinn, während Andere den Holzstoß aufrichteten, ein längliches Viereck, in welchem dürres Holz vier Fuß über dem Boden so aufgeschichtet lag, daß es leicht und schnell brennen konnte. Auf jeder Ecke war ein starker Baumast in den Boden geschlagen, an diesen wurden oben Stricke befestigt, die einen zweiten Holzstoß, 3 Fuß über dem andern, wie ein Thronhimmel aufgehängt, trugen. Das Holz wurde eilig von vielen Leuten auf dem Kopfe hingetragen. Stroh und festen Kuhdüng brachte man ebenfalls her; die höchste obrigkeitliche Person des Bezirks, der Fusdar, war mit seinen bewaffneten Peons (Polizeisoldaten) zugegen, zwei britische Beamte erschienen gleichfalls. Da es mir nicht gelang, die arme Frau anzureden, wandte ich mich an jenen und sprach von seiner Amtsgewalt, seinem Einfluß und seiner Verantwortlichkeit vor Gott. Er gab dies zu, erwiederte aber, er sey im Namen des Königs hier und die Sache sey der Landesreligion gemäß. Ich drang in ihn, der armen Frau die Erlaubniß zum Zurücktreten zu geben. Er schickte einen Brahminen zu ihr (er selbst war ein Brahmine) und ließ sie fragen, ob ihr Entschluß noch fest sey. „Ja," antwortete sie. Der Leichnam wurde auf den Holzstoß gelegt, Holli um denselben geführt; ein Priester begleitete sie beim ersten Gang, dann aber umging sie denselben zweimal allein, kniete auf der rechten Seite nieder und bestieg ihn auf der linken Seite ihres Gatten. Jetzt machte sie sich ruhig zurecht, ihr kleines Kind wurde ihr einen Augenblick in die Arme gelegt und von ihr geküßt; sie grüßte ihre Mutter und rief ihre Schwester zu sich, der sie ihre Juwelen übergab; dann löste sie ihren Gürtel, öffnete ihre Kleider, zog ihr Tuch über den Kopf und legte sich mit einer Ruhe neben ihrem Gatten nieder, als gälte es nur, einige Stunden zu schlafen. Man bedeckte sie mit Stroh, goß Oel und flüssige Butter über alle Theile des Holzstoßes, dessen äußerste Enden hierauf angezündet wurden. (Sie hatte keinen Sohn, der die Todesfackel zuerst an den Scheiterhaufen bringen konnte.) Der Wind hauchte in das Stroh und dicker Rauch qualmte über die Arme hin und ehe ein Feuerfunke sie erreichen konnte, hieben die Peons mit ihren Schwertern die Stricke des obern Holzstoßes ab und die schweren Holzstücke fielen mit ihrer ganzen Wucht auf sie nieder. Ich begreife nicht, wie sie die Sinne nach diesen Schlägen auf ihr Haupt behalten konnte: einen Augenblick blieb sie wohl betäubt, wie auch die Macht der Flamme gehemmt wurde, die 5—6 Minuten

außen im Holzwerk tobte, ehe sie sie erreichte. Ein Brahmine stand da, um die Ausrufungen der Menge zu leiten, aber auch ich stand ganz nahe. Bis jetzt war das unglückselige Weib stille geblieben, aber als die Flamme sie berührte, und mit grausamer Wuth an ihren Gliedern fraß, während sie nicht eines rühren konnte, da ertönten herzzerreißende Jammertöne aus der Gluth. Aber bewaffnete Peons umringten nun den Holzstoß. Der Brahmine rief dem Volke zu: „Jetzt vereinigt sie sich mit ihrem Gott," er forderte auf, zu jubeln, aber durch den Jubel drangen die Töne der Todesqual, während die unselige Mutter Holli's ihre Haare zerraufend, ihre Brust zerschlagend, in krampfhaften Anfällen tobte, und kaum zurückgehalten werden konnte, daß sie sich nicht in die Feuergluth stürzte, welche ihre Tochter verzehrte. Endlich wurde das Feuer zu wild, die Priester und Peons mußten weichen, aber immer noch drang das hülflose Stöhnen zu meinem Ohr, bis endlich die blaue Flamme und der dichte Rauch die Verzehrung ihrer irdischen Reste verkündete, und die Menge sich murmelnd zerstreute.

Es wäre zu viel für menschliches Gefühl, wollten wir auch noch beschreiben, wie die Wittwe eines Brahminen in der unerträglichen Feuerpein mit furchtbarer Kraftanstrengung sich aus dem Holzstoße rang, von einigen anwesenden Europäern plötzlich im nahen Flusse untergetaucht und gelöscht, von ihren Verwandten, weil sie erklärte, nochmals ins Feuer zu wollen, an Händen und Füßen ergriffen, in die Flamme geworfen und darin gehalten wurde, bis die Haltenden selbst in Lebensgefahr kamen, daß sie abermals sich losmachte, selbst in den Fluß sprang, und nun von einem Engländer mit Gewalt gerettet, im furchtbarsten Zustande im Hospitale starb. Lassen wir lieber über diese Scenen des Jammers, die sich in Indien jährlich wohl tausendmal schon seit Jahrtausenden wiederholten, einen Schleier fallen, und preisen den barmherzigen Gott, daß es endlich dem Lord William Bentink gelungen ist, so weit die britische Macht in Indien reicht, dieses grausenhafte Schauspiel zu verbieten. Ehre sey dem Andenken des wahrhaft edlen Mannes, der bereits hinübergegangen ist, wo der Jammerruf der leidenden Menschheit nicht mehr ertönt!

Aber noch ist nicht Alles gethan. Es gibt weite Länderstrecken in Indien, wo die Zeichen britischer Herrschaft nicht aufgerichtet sind, und selbst da, wo sie es sind, ist nur die Aeußerung,

nicht die *Gesinnung* geändert, es ist die *Wirkung* aufgehoben, und die Ursache dauert fort. Laßt die britische Herrschaft in Indien aufhören, ehe das Volk durch die Kraft des Evangeliums umgeschaffen ist, und der Dämon des Mordes läßt seine Fackeln, seine Opferflammen wiederum vom Himalaya bis nach Ceylon in die Höhe steigen. Hören wir den erfahrenen Missionär *Campbell* von Bangalore in der vorderindischen Halbinsel davon reden:* „Ich hoffe zuversichtlich, die Stunde, die das britische Reich in Indien niederwirft, wird nicht kommen, ehe wir dem Volke das Christenthum gegeben haben. Aber wenn die Schrift an der Wand gegen uns wäre? *Wenn* wir in der Wage gewogen und zu leicht erfunden würden? Wenn diese Herrschaft, nach den Führungen der göttlichen Vorsehung unsern Händen entrissen würde? Was würden *dann* diese Gesetze helfen? Würden dann die Parlamentsacten noch den verabscheuungswürdigen Gebrauch niederhalten? Nein, sie wären ein Damm gewesen, der eine Weile den Strom gehemmt, hinter dem sich's gesammelt hätte, um jetzt mit vervielfachter Gewalt — nicht einen Bach, einen Strom, sondern eine stürzende Fluth von Blut über das Land daherwogen zu lassen. Da wäre keine öffentliche Meinung, die sie aufhielte, keine Macht des Evangeliums, die sie hemmte, je mehr gerade Fremde und Ausländer ihr Ansehen gegen die heidnische Sitte gebraucht hätten, desto mehr würden Brahminen, Priester und der Aberglaube selbst in der zügellosen Freiheit schwelgen und sich ihrer blutigen Frevelthaten rühmen. Was ist also zu thun? Was *muß* gethan werden? Es reicht nicht zu, durch Gesetze den schauderhaften Gebrauch niederzuschlagen, *wir müssen das System zerstören, zu welchem er gehört.* Wir dürfen uns nicht begnügen, die Flamme zu löschen; Ströme von lebendigem Wasser müssen durch das Land fließen, damit sie nie wieder angezündet werde. Die Hindu's sollen nicht blos menschlichem Gebote sich unterwerfen, es müssen die Gebote Gottes und Christi im Lande weit verbreitet werden, damit, wenn keine Menschenmacht mehr wirkt, die Kraft der Bibel im Stande sey, sie festzustellen. *Der Feind ist nicht todt, er schläft nur.*" Doch — wer sollte es glauben? — wir haben auch dieser Erzählung und dieser Bemerkung noch etwas an die

* British India 1839, p. 84. ff.

Vertheidiger, die christlichen Vertheidiger des Sutti beizufügen. Nicht als ob einer von ihnen sich so weit verirrte, zu behaupten, Mord sey etwas Gutes, Muttermord etwas Frommes, eine abscheuliche Frevelthat werde durch den Aberglauben, der sie erzeugt, geadelt. Aber von dem Heldenthum der indischen Frauen sprechen sie, von der Seelengröße derer, die sich aufopfern, reden sie mit Bewunderung, und dann erkühnen sie sich, rückwärts schließend zu versichern, es könne das Jugendleben, die eheliche Gemeinschaft, der ganze Zustand des weiblichen Geschlechts so traurig und jammervoll nicht seyn, wie die Missionäre behaupten, weil — die Hindufrauen solche Heldinnen seyen. Und nun ein Beispiel dieses Heldenthums: „Ein englischer Offizier reiste mit seiner Familie zu Wasser nach Calcutta; auf dem Schiffe wurden kostbare Schmuckstücke seiner Gemahlin vermißt, ein Hindu-Knabe wurde verdächtig, gestand aber nichts. Seine Mutter, ein schönes Weib von angesehener Familie und sehr gutem Rufe, die eine vertraute Dienerin der Engländerin war, schien sehr beleidigt durch die Verdächtigung ihres Sohnes. Aber ach! einige Tage, nachdem der Verdacht verschwunden war, ließ sie selbst, die Mutter, ein kostbares Armband fallen, das zu dem gestohlenen Schmuck gehörte. Sie läugnete hartnäckig den Diebstahl und weigerte sich, irgend eine Auskunft darüber zu geben, wie sie zu dem Armband gekommen. Gute Worte und Drohungen waren gleich nutzlos, denn sie verharrte in finsterem Stillschweigen, bis der Offizier ihr erklärte, sie werde, wenn sie nicht frei gestehe, vor die Obrigkeit gebracht und dort durch die Folter zum Gestehen gezwungen werden. „Folter?" rief sie plötzlich mit höhnischem Lachen aus, „meint ihr, eine Hindu-Mutter fürchte die Folter? Glaubt ihr, alle Qual des Dschehennom (Hölle) würde dem Munde der Tochter Ram Nurreins auch nur ein unfreiwilliges Wort entreißen? Bah! wir sind keine Christen, keine Ungläubigen!" Mit diesen Worten trat sie baarfuß in die Gluth eines Kohlenbeckens und blieb einige Secunden ohne den leisesten Ausdruck von Schmerz darin stehen, bis man sie mit Gewalt wegriß. Ihre Füße waren furchtbar verwundet, aber sie schien gar kein Gefühl ihres Schmerzes zu haben, wies alle Heilmittel zurück, und ging, wie vorher, mit bloßen Füßen auf dem Verdeck umher." Wem blutet nicht das Herz, wenn er solche Willenskraft mit solcher Verworfenheit im Bunde sieht? und wem könnte dieses Beispiel die Verbrennung der Wittwen

auch nur zu einem Beweise höherer Sittlichkeit, geschweige von Heldensinn machen? es bleibt vielmehr, selbst wenn wir die großartigen Thaten und Aufopferungen indischer Frauen in der früheren Geschichte anstaunen, dennoch wahr, daß das Sutti eine der abenteuerlichsten Geburten des Aberglaubens ist, und daß die Wittwe, welche sich freiwillig in die Flammen stürzt, eine Sklavin desselben, eine bemitleidenswerthe — und warum nicht auch errettenswerthe? — Sklavin ist. Es wäre Thorheit, die freiwillige Hingabe und erstaunliche Entschlossenheit vieler dieser Unglücklichen zu läugnen, aber nicht minder wäre es übel gethan, wollte man blos die Seligkeit, die sie damit sich selbst, ihren verstorbenen Männern und ihren Familien zu erwerben glauben, die 35 Millionen Jahre, die sie im Himmel mit ihren Männern verleben dürfen, als den begeisternden Beweggrund ihrer Handlungen erkennen und die Augen schließen gegen den Jammer der Wittwenschaft, gegen die niederträchtigen Interessen der Priester und Anverwandten, gegen die angewandten Drohungen, Reiz- und Betäubungsmittel, gegen den augenblicklichen Eindruck von allem diesem zusammen, der das arme Opfer gleichsam mit geschlossenen Augen in die schauerliche Flamme hinabreißt. — Auf die alten heiligen Bücher berufe man sich nicht, denn es ist erwiesen, daß in ihnen kein Wort von der Wittwenverbrennung steht, und daß selbst die wenigen Schriftsteller der Hindus, welche dieselbe empfehlen, die Anzündung des Scheiterhaufens, auf dem die lebende Mutter neben dem todten Vater liegt, durch die Hand des Sohnes verbieten, ja überhaupt nur erlauben, daß die Wittwe sich verbrenne, wenn sie in einem frommen Wittwenstande nicht Verdienst genug zu finden glaube. Hieraus geht klar genug hervor, wie das Sutti eine der Todesfrüchte der Entwicklung des Heidenthums ist, denn die falschen Religionen schreiten fort und verbreiten in immer weiteren Kreisen und immer tiefer hinein in das Mark des geselligen und sittlichen Lebens Tod und Verderben. Weg also mit dem nichtigen Gerede, es sey dem Hindu religiöse Pflicht, den Selbstmord seiner Tochter, Schwester, Mutter zu fördern! weg mit der Behauptung, es führe zu nichts, die Suttis zu verbieten, wenn die Erfahrung spricht. — Genug, um jedes Christenherz aufzurufen mit dem Gefühl: „hier bin ich aufs heiligste zur Rettung verpflichtet, so weit meine Kraft reicht.“

Viertes Hauptstück.

Wirkungen dieses Zustandes auf den weiblichen Charakter und die Gesellschaft. Gegenwirkungen.

Es bedarf nach den erzählten Thatsachen kaum der Bemerkung, daß der edle, reine, großartige Charakter, welchen gewisse Vertheidiger dem weiblichen Geschlechte in Indien zuschreiben, mehr als ein Wunder, daß er eine Unmöglichkeit wäre. Wenn wir auch nicht mit den Uebertreibungen derer stimmen, welche zwischen dem natürlich edlen und geordneten sittlichen Leben und dem Zustand eines „Thieres“ kein Mittleres kennen,* und daher die Hindufrau mit dem letzteren vergleichen, so müßten wir doch, selbst wenn die unverdächtigsten Zeugnisse nicht überwältigend sprächen, schon aus dem Bisherigen schließen, daß das weibliche Geschlecht in Indien verwahrlost und tief versunken sey.

Es ist schwer zu ermitteln, in wie weit wahre, auch nur natürliche Liebe in den Ehen der Hindu's herrscht. Schon die Furcht vor dem Wittwenstande, die Ausschließlichkeit, mit welcher sie ihrem Gatten dient, die frühe Angewöhnung müssen die Neigung der Hindufrau einigermaßen sichern, doch liegt in der scharfen Absonderung von aller weiteren Gesellschaft, in der gezwungenen Heirath, in der verächtlichen oder tyrannischen Behandlung des Weibes wieder eben so viel Anlaß zu Kälte und Widerwillen. Und welcher Art mag die Liebe des Hindu's seyn, dem die Wohlfahrt seiner Gattin kein Gegenstand seiner Wünsche oder auch nur seiner Berücksichtigung ist, der eben nur heirathet um seines eigenen Vortheils willen und die Frau als einen Theil seines Hausgeräthes betrachtet? Man sieht nicht in das Innere der Familien hinein, aber die Handlungen nach

* Dennoch verdient es gegen gewisse eifrige Verbreiter alles dessen, was gegen die Mission und Missionäre gesagt werden kann, die sich auch diese Uebertreibung des Herrn Ward zu Nutze machten, bemerkt zu werden, wie sich wörtlich zwei Brahminen in Calcutta ausdrückten:
„Weiber und andere Thiere haben keine Zukunft nach dem Tode.“ S. Eleventh Report of the Ladies' Society for Native female Education. Calcutta 1835. p. 17.

Außen sprechen deutlich genug. Gleich nach der Bestattung seines Weibes sucht der Hindu eine Nachfolgerin für sie, so eilig, daß nicht selten die Ueberbleibsel des Leichenmahls bei der Hochzeit verzehrt werden. Dem Herzen hat also ihr Tod nichts genommen, nur in der Familie ist eine Lücke auszufüllen. Die Verwandten kommen, aber nicht, um von der Hingeschiedenen, sondern von der Zukünftigen zu sprechen, hauptsächlich aber von dem Geldaufwande, den die neue Heirath fordert. — Ist in Gesellschaft von Frauen die Rede, so geschieht ihrer nur in Ausdrücken Erwähnung, die das gröbste Gefühl schon verletzen könnten, wie überhaupt die gesellige Unterhaltung der Hindu's — und sie lieben sie sehr — ein Abgrund von sittenlosem Geschwätze ist. Kein Hindu würde seine Gattin und Tochter auch nur von ferne eine der Abendunterhaltungen mit anhören lassen, an welchen er, selbst wenn er zu den Gebildeten gehört, oder ein ehrwürdiger Greis heißen sollte, ohne Anstand Theil nimmt. So sind diese Zusammenkünfte der Männer zugleich Zeugnisse von der sittlichen Schätzung, welche ihre Frauen ihnen einflößen und Mittel, das Gift der niedrigsten Leidenschaften von Geschlecht zu Geschlecht fortzuleiten, während die Anwesenheit der Frauen bei der bekannten morgenländischen Eifersucht dazu dienen würde, das gesellschaftliche Gespräch zu veredeln. Man überblicke von hieraus die Folgen der Verachtung des einen Geschlechts durch das andere. Jeder Ueberrest sittlicher Achtung gegen die Gattin verschwindet in solchen geselligen Vereinen aus dem Herzen des Mannes, die Zunge der Alten schweigt, die Religion selbst bietet die Giftstoffe dar, mit denen die Seelen der Kinder frühe getödtet werden: welch eine Sündfluth von Unreinigkeit und geistigem Tod muß ein Volk unter diesen Einflüssen bedecken! Und das ist die Folge von der Verachtung, von dem gesunkenen Zustand des Weibes. Aber auch die Mutter, wie erzieht sie ihre Kinder? Die schändlichsten Reden, die im Munde eines Kindes den Europäer schaudern machen, hört sie ruhig an, sie verwirft nicht, sie straft nicht. Würde sie schweigen, wenn sie Besseres wüßte, wenn sie nicht selbst zu tief stände, um von Erziehung ihrer Kinder oder von Unterricht für sie auch nur je einen Gedanken zu haben? und wenn sie redete, es würde freilich wenig helfen, denn daran wäre nicht zu denken, daß der Vater mit ihr gemeinsam auf das Wohl seiner Kinder bedacht wäre. Im Gegentheil, will je der Vater eine heilsame Züchtigung anwenden,

die Mutter weiß von keiner andern Liebe, als der weichen, nachsichtigen, die Alles zu hart und zu streng findet. Sie kann dem Sohne, der Tochter keine Mahnungen als Begleiter auf ihren Lebensweg geben, denn was weiß sie selbst vom Leben und seinen Gefahren? So war es nicht in den alten Tagen; die Fürstentöchter waren kenntnißreich, geübt in Wissenschaft und Kunst, und gewiß standen sie, auf der Höhe der Gesellschaft, nicht allein in diesen Vorzügen. Dabei finden sich Züge von edler Zartheit von ihnen aufgezeichnet. Das jetzige Geschlecht ist aufs Aeußerste unwissend, bildungslos, und wenn wir die Zeugen über den sittlichen Zustand desselben abhören wollten, wir würden staunen über die namenlose Zerrüttung. Selbst der Mann, der nach 32jährigem Aufenthalt in Indien als Missionär das traurige Bekenntniß ablegte, daß Indien nicht durchs Evangelium erneuert werden könne, der bekannte römische Abbé **Dubois**, sagt, wo er die indischen Weiber gegen zu ungünstige Urtheile schützen will, sie seyen habsüchtig, hartnäckig, jähzornig, rachgierig, launisch, schwazhaft und unfriedsam, und erzählt mit einem großen Lobe ihrer sittsamen Häuslichkeit, was wir schon oben berührt haben, in welcher für uns abscheulichen Art diese Heidinnen ihr Zartgefühl bethätigen. Gerade das aber ist's, was der Christ beklagt, daß die feineren und höheren Begriffe von Zucht und Anstand einem Volke noch fremd sind, das nicht in der Schule des Evangeliums dieselben gelernt hat. Mag man auch noch so viel davon reden, es seyen die ärmeren Classen, es seyen gerade die zuchtlosesten Weiber, welche die Reisenden, die Europäer überhaupt kennen gelernt und von denen sie ein so trauriges Gemälde entworfen, daß es, auf alle Frauen Indiens angewendet, sehr unbillig gegen Manche sey — ist denn nicht gerade dieser Umstand redend genug? Missionäre und Beamte, die sich Jahrzehente im Lande aufgehalten, ganze Schaaren von Reisenden, die es in allen Richtungen durchstreift haben, sie malen alle mit dunklen Farben das Charakterbild des weiblichen Geschlechts in jenen Länderstrichen. Ist das nicht Beweis genug, daß wirklich Millionen so sind, wie jene Männer sagen, und wenn Tausende neben ihnen besser sind, ändert denn das den traurigen Stand der Sache so sehr? Leider sind die Beweise nur zu gehäuft, als daß der Unbefangene zweifeln könnte. Um aber doch auch aus den höheren Ständen, von welchen man einzelne schöne Züge melden

kann, ein beglaubigtes Lebensbild hier beizubringen, hören wir Massie reden: „Tulsah Bhye war die Tochter eines Guru (geistlichen Führers), dessen Gelübde der Ehelosigkeit einen Schleier über ihre Geburt warf; sie galt für seine Nichte. Abschibah, der Vater, war Priester einer der neueren Sekten, die im südlichen Indien aufgestanden sind. Er hatte in einer der Städte Central-Indiens solchen Einfluß zu gewinnen gewußt, daß die Günstlinge der Fürsten seine Anhänger wurden, und ihn zu ihrem Führer (Guru, Beichtvater) erwählten. Er, ein Bettler aus Gelübde, wurde reich durch die Gunst seines Schülers Hureka, und während er die stärksten Ansprüche auf Heiligkeit machte, hing er weltlichem Ehrgeize nach. Er wohnte zu Mhysir und hielt Palankin, Pferde und viele Diener. Seine Tochter wurde als Glied seiner Familie und Gattin eines seiner Anhänger bekannt. Ihre Schönheit wurde am Hofe der frommen Fürstin bewundert, ihr Lob erregte die Aufmerksamkeit des regierenden Fürsten, und so war sie bald die erste Frau seines Harem; ihr bisheriger Gatte wurde mit Geld entschädigt. Sie schwang sich im Vertrauen ihres neuen Gemahls so hoch auf, daß sie nicht nur im Palaste allein regierte, sondern auch in allen Geschäften überwiegenden Einfluß übte und als der Fürst durch eine Seelenkrankheit unfähig wurde, die Zügel der Herrschaft in die Hand nehmen konnte. Sie konnte lesen und schreiben, seltener Vorzug einer Frau in Indien, den sie ihrer Verbindung mit dem Priester verdankte. So rasch sind die Lebenswechsel der Kinder des Morgenlandes, daß die Tochter eines gemeinen Betrügers jetzt im Durbar oder Fürstenrath saß, wie denn die höheren und höchsten Stände nicht selten aus den niederen Regionen der Gesellschaft in nicht gar ferner Zeit hergekommen sind. Sie leitete die Kriegerhorden, indem sie, hinter einem Vorhang sitzend, mit ihren Ministern und Heerführern durch ihre Vertraute Menah Bhye, eine ältere Schülerin Abschibah's, verhandelte. Könnten wir den tragischen Irrgängen und Verwicklungen ihres Schicksals folgen, wir würden sehen, was das Weib in Indien in ihrem höchsten Glanze ist. Abenteuer folgte auf Abenteuer. Sie hatte ihre Zeiten der Angst, aber die Furcht verstärkte nur ihre Erfindungskraft, und beflügelte die Anstrengungen ihrer Freunde. Einmal wurde sie von Etlichen, die ihre Alleinherrschaft ungern duldeten, in einen dichten Wald gelockt; die Absicht war leicht zu errathen.

Aber sie wußte sich kühn genug aus der Schlinge zu helfen. Ein Mahratte, der Befehlshaber ihrer Leibwache, kam erst fast allein nach dem Verstecke der Verschwörer, dann folgten ihm mehrere, und jene wurden umzingelt, nach dem Zelte der Tulsah geführt, nach ihrem Befehl auf einen Karren gesetzt und zur Hinrichtung geführt. — Bald darauf umringten die Feinde die Burg, worin sie wohnte, aber Jottibah Naik, gleichfalls ein Mahratte und Offizier der Leibwache, der erklärte Liebling und Buhle der Fürstin, eilte vom Lager nach der Stadt, erklomm die Mauern, erreichte die Thore der Burg, überfiel die Feinde und tödtete oder verwundete sie alle. Als er bei Tulsah eintrat, hatte sie eben den Dolch in der Hand, um ihn in das Herz des Kindes Mulhar Rau, dessen Vormünderin sie war, zu stoßen. — Aber bald erreichte sie dennoch ihr Schicksal. Hatte sie niemals Erbarmen mit Andern gehabt, so wich nun auch, als ihr Pfad dunkler wurde, und die Wolken sich über ihr sammelten, Alles von ihr. Am Sepra Flusse wurde sie ergriffen, aus ihrem Palankin gerissen, ihr Haupt vom Rumpfe getrennt und letzterer ins Wasser geworfen." Diese Erzählung soll nicht sagen, daß die Frauen der höheren Stände in Indien alle solche Ungeheuer seyen, wie Tulsah Bhye, aber sie kann zeigen, wie die Sklavin, sobald sie auf falsche Weise befreit wird, erst die ganze Furchtbarkeit des Schadens erblicken läßt, den die Unterdrückung im verborgenen Innern hervorgebracht hat, daß Willenskraft und Entschlossenheit, die man dem indischen Weibe nicht absprechen kann, noch keine Tugenden sind, sondern erst ihren Werth durch eine edle Gesinnung empfangen, wie sie das indische Heidenthum nicht zu nähren vermag, und wie sie ohne Erziehung nie von selbst entsteht.

Wenn nun ein solcher Zustand der Familie einerseits die traurige Folge ist von dem heidnischen Grundgefühl, das die gesellschaftlichen Verhältnisse Indiens beherrscht, dem Gefühl der unabänderlichen Gebundenheit durch das Schicksal, welches in unleserlichen Schriftzügen „Jedem in das Innere seines Schädels geschrieben ist," so ist er andererseits einer der mächtigsten Riegel, der den Fortschritt zu einer bessern Gestaltung des Lebens absperrt. Die Frauen des indischen Alterthums wählten den Mann, dem sie ihre Hand gaben, sie wurden um ihre Einwilligung befragt, nur Eine Schranke bestand: die Brahminin konnte nur ein Brahmine ehelichen, die

Tochter des Kschatriya (Kriegers) nur ein Kschatriya oder ein Brahmine u. s. w. Jetzt aber ist jede der vier alten Kasten in viele Stämme getheilt, und innerhalb seines Stammes ist der Mann mit der Wahl seiner Gattin beschränkt. Warum sollte nun der Hindu seiner Tochter Vorzüge zu geben suchen, die ihr ja doch zu nichts weiter verhelfen könnten, als das Weib eines Mannes zu werden, der eben so arm, so unbedeutend, so roh und unwissend ist, als er selber? Kein Vorzug des Geistes und Herzens könnte ihr den Zugang in eine höhere Sphäre der Gesellschaft verschaffen. Die Kaste bestimmt Alles, und wer einer niedrigen Kaste angehört, mag immerhin reich, anmuthig, geistvoll, fromm und edel seyn — ihn begräbt das eiserne Schicksal, das in den Kastenstämmen sich darstellt, in gleiche Verachtung mit den rohesten und elendesten Gliedern seines Stammes.*

Ehe wir nun zu den Zielen übergehen, die ein kräftiger Wunsch, eine Nation von 100 Millionen aus diesem Tode erstehen zu sehen, ins Auge fassen muß, fragen wir uns noch zweierlei: 1) ist es nöthig, diesem Zustande abzuhelfen? 2) ist es auch möglich? — Für die erste Frage ist die Antwort gewiß jedem Leser von einigem Gefühl bereits hinreichend in den mitgetheilten Thatsachen gegeben. Lassen wir aber uns kein Gefühl bestechen, sehen wir scharf und verständig die Frage an. Wir werden uns nicht auf die Grundfrage einlassen, ob überhaupt die Erkenntniß Jesu Christi und das Ergreifen des Heils im Glauben nöthig sey, um selig zu werden? Mit der bejahenden oder verneinenden Beantwortung derselben steht oder fällt alle Missionsarbeit, alle Kirche und alles Predigtamt, alle christliche Erziehung und aller Unterricht. Dem Christen beantwortet sie das Evangelium, denen aber, die in der Mitte der christlichen Gemeinschaft mit den Chinesen, Hindus, Malayen und allen andern Heiden das Christenthum als die gute Religion für das Abendland, den Brahmanismus, Buddhismus, Islam u. s. w. als die angemessenen Glaubensweisen des Morgenlandes betrachten, müssen wir für jetzt wenigstens ihren ins Gewand der Weisheit gekleideten Träumereien überlassen, und nur wünschen, daß sie auf dem Wege der Erfahrung — den für sie einzig möglichen, weil das

* Friend of India. Calcutta 1820. p. 201.

Wort Gottes kein Ansehen für sie hat — in der Stunde, wann ihnen Hülfe noth seyn wird, Erbarmen finden. Für diejenigen aber, welche mit uns wissen, daß die Bekehrung der Menschheit eine Aufgabe der Gemeinde Christi ist, erinnern wir blos an das Wort: „Gott will nicht, daß Jemand verloren werde" und fragen, ob davon die Hälfte der Menschheit, das weibliche Geschlecht, ausgeschlossen seyn dürfe? Diese Frage bedarf keiner Antwort. Eines aber möchten wir denen sagen, welche von den schönen Worten über die Eigenthümlichkeit der Nationen und die Angemessenheit ihrer geselligen also auch ehelichen Verhältnisse zu jener Eigenthümlichkeit bestochen sind, während sie gleichwohl gerne helfen möchten, die also hingehalten und getäuscht werden von eitlem Gerede, nämlich das Eine: wenn der jetzige Zustand sich selbst überlassen bleibt, so gehen die Nationen selbst unter. Es ist gewiß, daß es in Indien eine Zeit gab, während welcher der Kastenzwang die freie Bewegung des Lebens, eine höhere Bildung, Erziehung und ein Genießen des irdischen Daseyns nicht in der Weise hinderte, wie jetzt; es ist gewiß, daß das Loos der Frauen einst ein besseres war, daß die arme Wittwe beim Leben blieb, das unschuldige Kind erhalten wurde. Das fortschreitende Heidenthum hat die unerträglichen Fesseln geschmiedet und aus Einer Kette tausend gemacht, es verwandelt das Leben einer Nation in seiner auch jetzt nicht stillstehenden Ausgestaltung in einen immer tieferen Seufzer des Jammers und hier sollten wir zuhören, zusehen, uns mit unserer kalten Weisheit trösten, und nachher noch wagen, uns Menschen oder gar Christen zu nennen? oder wollen wir künftiger Jahrhunderte warten und die Stunde enteilen lassen, in welcher wir noch wirken können? Soll, auch nur so viel an uns ist, so weit unsere Kraft reicht, das nächste Geschlecht noch eben so gequält, vergiftet, getödtet werden, wie die bisherigen Generationen? — Gut, wir wollen, mag man uns antworten, aber ist es auch möglich? Um darüber zu entscheiden, müssen wir erst ins Auge fassen, was möglich seyn soll. Es ist Mehreres:

1. Es soll verschwinden, die Anschauung des weiblichen Geschlechtes als eines schlechteren, das zum Sklavenstande bestimmt sey, das Weib soll als die freie Genossin des Mannes zu sittlichen, geistigen und ewigen Zwecken dastehen. Die Vielweiberei muß eben damit fallen.

2. Das Kind dieses Geschlechts soll von frühen Jahren an Unterricht und Erziehung empfangen, die es zu seinem hohen von Gott geordneten Berufe fähig machen.
3. Eben darum sollen die Heirathen in früher Kindheit aufhören und die Bildungszeit soll unverkümmert, mindestens bis ins vierzehnte Lebensjahr, bleiben.
4. Die Jungfrau soll an der Wahl ihres Gatten freien Antheil ihres Willens haben.
5. Darum sollen die zersplitterten Kastenabtheilungen weichen oder mindestens auf die in den alten Büchern angegebenen vier Hauptkasten zurückgeführt werden, bis durch das Evangelium auch diese alten Scheidewände einbrechen.
6. Die Frau soll von der Gesellschaft der Männer nicht ausgeschlossen seyn, sondern sie durch freiere Züchtigkeit veredeln.
7. Der Mutter sollen die Mittel in die Hände gegeben werden, ihre Kinder frühe schon christlich zu erziehen und zu unterrichten.
8. Die Wittwe soll als geachtete Person in der Mitte ihrer Kinder hinfort leben und ein Segen der Familie seyn.
9. Auf die Engländer in Indien sollte mit dem Evangelium gewirkt werden, damit die schändlichen Beziehungen zwischen ihnen und dem weiblichen Geschlechte der Hindu's verschwinden.
10. Die Hunderttausende von Halbkasten-Leuten oder Indo-Briten (Nachkommen von Engländern und Hindufrauen) als die künftigen herrschenden Bewohner Indiens sollen auf jede Weise mit christlichen Bildungsmitteln angefaßt, ihre Kinder, besonders die Töchter, wohl unterrichtet und erzogen werden.

Ist das möglich? kann man allerdings bei so umfassenden Zielen, die hier gestellt sind, ausrufen und sich wundern, wie solche Forderungen an Privatleute, an die christliche Gemeinde in Europa gerichtet werden können. „Die Gesetzgeber sind es, das britische Parlament, die ostindische Handelsgesellschaft, die Räthe der indischen Colonial-Regierungen, an die man sich zu wenden hat!" — Nein, diese sind es nicht, sind es wenigstens für jetzt und für uns nicht. Wir haben gesehen, wie die britische Behörde den Kindermord in Bengalen abgeschafft, wie sie die Wittwenverbrennung in allen ihr

unterworfenen Gebieten geboten hat. Allein wie kam sie dazu? wer machte die Forderung der Abschaffung allmählich zur allgemeinen Stimme? Die Missionare. Wer untersuchte die Bücher der Hindus oder gab wenigstens den Anlaß zu solcher Untersuchung? Die Missionare. Wer brachte eine Masse Lichts in die höhere Gesellschaft in Calcutta, so daß Brahminen selbst unbefangene Forscher wurden und sich gegen die grausame Sitte als riesige Streiter erklärten? Die Missionare. Wer verbreitete das Ergebniß der Untersuchungen über ganz Indien? Die Missionare. — Und diese Missionarien sind es, die auch hier reden, aus ihren Erfahrungen und Mittheilungen sind diese Blätter entstanden, sie wenden sich durch ihre Vermittler, die Missionsgesellschaften und Vereine, an die heimathliche Christengemeinde. Ehe also größere Gesetzmaaßregeln nur möglich sind, muß die Mission das Ihrige gethan haben, es muß ein zubereiteter Boden da seyn. Unabläßige Bemühungen, den Strom christlicher Verkündigung in Indien immer breiter und tiefer zu machen, ihn nicht blos in die Kirche, die Knabenschule, auf den Bazar, sondern auch in die Familienkreise, die Frauengemächer zu leiten, Verbreitung des Evangeliums unter den Frauen Indiens auf dem jetzt noch einzig möglichen Wege, durch Erziehung und Unterricht der weiblichen Jugend, und weil die höheren Classen sich mehr noch, als die niederen, abschließen, zunächst unter den letzteren, das sind die Mittel, welche uns zu Gebote stehen. Ueberlassen wir es dem natürlichen Gang der Dinge, oder vielmehr der Führung Gottes, durch das geistige Uebergewicht, welches auf diese Weise die niederen Stände in Indien über die höheren bekommen müssen, einen Wetteifer unter den vornehmen Hindus hervorzubringen, der dann, mit der zur rechten Zeit gewiß nicht fehlenden Aufmunterung und Unterstützung christlicher Regierungsbehörden, die Bande sprengen wird, die jetzt noch so viel Elend umschließen. Erwarten wir nicht von der Predigt der Missionarien, was sie nicht allein leisten kann, nicht von Gesetzen, was ihnen vorausgehen und wieder nachfolgen muß, um sie möglich und ihre Uebung wurzelfest zu machen, nicht von Schulen, was nur theilweise ihre Aufgabe ist, sondern nehmen wir alle diese Wirkungsarten des Christenthums auf das Heidenthum zusammen und lassen es von unserer Seite an demjenigen nicht fehlen, was wir thun können und sollen.

Die Mission ist da, die Predigt erschallt in vielen Provinzen Indiens, ihre Früchte bleiben nicht aus, Schulen zu Hunderten erheben sich nun, Knaben zu Hunderttausenden erhalten eine christliche Bildung, die Gesetzgebung tritt Schritt für Schritt von ihrer feigen Nachgiebigkeit gegen die heidnische Religion zurück und schreitet im Bewußtseyn ihrer christlichen Würde fort, die allgemeine Bildung wächst, aber — wenn ihr die Frauen lasset, wie sie sind, so mögen die Missionarien immer in Predigt und Schulwesen arbeiten; sie bekommen in ihre Schulen Kinder, die bereits mit aller Unreinigkeit des Götzendienstes und der Unzucht verderbt sind, deren erste Eindrücke, die tiefsten und bleibendsten, also auch die am meisten beherrschenden, heidnische, von den heidnischen Müttern empfangene, sind, sie wenden sich an Männer, deren Gattinnen dem Brahma, dem Wischnu, anhängen und berechtigt sind, den Mann als Abtrünnigen zu verachten, wenn er Christo dient, ihm also die größeste in Indien mögliche Schmach anzuthun und ihr ganzes Elend an ihm zu rächen; mit jeder Geschlechtsfolge fängt die Arbeit rastloser Männer von Neuem an, aber stets wuchert das erstickende Unkraut auf dem üppigen Boden während der Aussaat fort und die Frist verfließt, Indien wird frei von europäischer Herrschaft und es verwendet die empfangene, aber nicht in die Wurzel des Volkslebens, in die Familie aufgenommene Civilisation nur als eine Kraft, um das Heidenthum zu heben und aller Anstrengungen gegen dasselbe zu spotten.

Hiegegen gilt es zu streiten, wenn die Missionsarbeit zusammenhängend, tiefgehend, erfolgreich seyn soll, nicht in schnellen Triumphen, sondern in langsamem, aber sicherem Fortschritt, wenn das Evangelium als die Völker umwandelnde Kraft sich auch in Indien bewähren soll, die es in andern Ländern der Erde noch heute ist. Die Erziehung des weiblichen Geschlechts ist die Waffe in diesem Streit. Die Frauen der christlichen Gemeinde haben hier das eigenthümliche Feld ihres Missionsberufs, der ein allgemeiner Christenberuf ist. Ist es eine stille Wirksamkeit, fordert sie Ausdauer, ruhiges aber unausgesetztes Fortwirken, ein Arbeiten in Geduld und Sanftmuth, in nie ermüdender Barmherzigkeit, verspricht sie nicht glänzende, aber tiefgehende Erfolge, so schließt sie sich ja eben hiedurch der

ganzen Art und Ordnung des weiblichen Berufes im Reiche Gottes und in der menschlichen Gemeinschaft an.

Zweiter Abschnitt.

Die christliche Erziehung des weiblichen Geschlechts in Indien.

Nachdem sich uns gezeigt hat, warum wir uns des weiblichen Geschlechts in diesem großen Heidenlande mit aller Liebe anzunehmen haben und welchen Werth dieses Thun erbarmenden Christensinnes neben der übrigen Missionsarbeit haben würde, bleibt noch weiter übrig, darzulegen, wie eine Unternehmung dieser Art am besten nach den jetzigen Verhältnissen und gerade von Deutschland und der Schweiz aus in's Werk gesetzt werden kann. Die Einwendungen gegen die Ausführbarkeit eines solchen Gedankens zu widerlegen, ist leicht, indem die schlagendste Art von Beweisen für die Möglichkeit einer Sache bereits vorliegt, nämlich ihre Wirklichkeit. Es gibt schon christliche Gesellschaften für diesen wichtigen Zweck und zwar Gesellschaften von Frauen; ihre Lehrerinnen arbeiten schon eine Reihe von Jahren in Indien, in China, im malayischen Inselmeer, in Südafrika, in Aegypten; sie haben schon Früchte, unzweifelhafte Früchte ihres Wirkens aufzuweisen. Gehen wir daher von dem Geschehenen und Bestehenden aus, um das, was noch zu thun ist, klar zu beleuchten.

Erstes Hauptstück.

Die Errichtung von Mädchenschulen in Indien, ihre Wirkungen und ihre Ausbreitung.

Noch im Jahre 1820 konnte der Baptisten-Missionär, Herr Ward, in Serampore in einem Briefe an die Damen der Stadt

Liverpool * schreiben: „Keine einzige Mädchenschule befindet sich in ganz Indien." Und es war wörtlich so, wenn wir die Pagodenschulen ausnehmen, in welchen die ausschweifenden Devedasis (Bajaderen) und Natsch-Tänzerinnen ihre Anleitung erhielten: Orte des Verderbens, deren Daseyn schon dadurch Dunkel in Indien verbreitet, weil Lesenkönnen durch diese Personen etwas Schmähliches wurde und man dem Mackel der Ehrlosigkeit nur durch gänzliche Unwissenheit entging. — Die britische und ausländische Schulgesellschaft sandte im Jahr 1821 eine tüchtige Lehrerin, Miß Cooke, nach Calcutta, wo sie zwar wenige Freunde fand, die bereits die Möglichkeit segensreicher Arbeit auf diesem Felde einsahen, aber auch wahrnehmen durfte, daß bereits eine Anzahl von Schulen für Mädchen von den Baptisten-Missionären errichtet waren und in schöner Blüthe standen. Töchter von den höchsten Kasten, wie von den niedrigsten, erhielten Unterricht und einzelne zeigten sich begabt genug, um selbst in kurzer Zeit zu Lehrerinnen herangebildet zu werden. Diesen Schulen in und um Calcutta standen andere zur Seite, welche zu Digah, Cutwa und in andern bengalischen Städten von den Frauen der Missionäre eröffnet worden waren. Zum Erstaunen der Europäer in Indien fand sich, daß das Vorurtheil der Hindus keineswegs solche Anstalten leer stehen ließ. Schwieriger waren die Bewohner der Halbinsel, wo die Missionarien in Nagercoil nur wenige, die in Bettary noch gar keine Mädchen zur Erziehung erhielten, während auf Ceylon die nordamerikanischen Missionarien schon mehrere Hunderte von Mädchen durch eingeborne Lehrerinnen unterrichten ließen.

Diese thatsächlichen Aufmunterungen waren es, die der für die Noth ihrer indischen Schwestern tieffühlenden Jüngerin Christi einen Muth und eine Ausdauer gaben, welche die gesegnetsten Früchte getragen hat. Wer kennt jetzt nicht die Miß Cooke, die damals noch von so Manchen in Calcutta wie eine gutmüthige Schwärmerin betrachtet wurde, deren europäische Vorstellungen von christlicher Wirksamkeit in Indien durch die Erfahrung widerlegt werden müßten — wer kennt sie nicht unter ihrem jetzigen Namen, die geistliche Mutter so vieler Töchter, die bekannte Mrs. Wilson in Calcutta?

* S. Missions-Magazin, Jahrg. 1821, Heft 2, S. 132.

— Ihre erste Sorge war die Erlernung der bengalischen Sprache. Um sich die richtige Aussprache anzueignen, besuchte sie eine Knabenschule. Da es etwas Unerhörtes war, eine Europäerin in diesem Theile der Hindustadt zu sehen, so sammelte sich gleich ein gaffender Volkshaufe vor der Thüre des Schulhauses. Unter dem Haufen war ein Mädchen, das ein versprechendes Aussehen hatte und das der Hindu'sche Schullehrer wegjagte. Miß Cooke ließ das Kind zurückrufen und fragte es durch einen Dolmetscher, ob es wolle lesen lernen? Man antwortete ihr, das Kind habe seit drei Monaten täglich um Aufnahme in die Knabenschule gebeten, um lesen zu lernen, wenn aber sie, Miß Cooke, die ja, wie man höre, gekommen sey, die Mädchen zu unterrichten, morgen anfangen wolle, so könne sie gleich zwanzig Mädchen haben. Freudig willigte sie ein und begab sich am folgenden Tage, von einer Freundin, die fließend bengalisch sprach, begleitet, an den verabredeten Ort. Der Besuch wird folgendermaßen beschrieben:

„Morgens um 9 Uhr begleitete ich Miß Cooke nach der Mädchenschule; fünfzehn Kinder waren versammelt. Sobald wir sie begrüßt hatten, fing ich ein Gespräch mit den Kindern in bengalischer Sprache an, das ihnen große Freude machte. Ich fragte sie, ob sie pünktlich in die Schule kommen wollten, wenn diese Frau (ich blickte auf Miß Cooke) sich die große Mühe gebe, ihre Sprache zu lernen, um sie zu unterrichten? — „Sehr gern," erklärten sie alle, und ihre Gesichtchen leuchteten vor Freude. Zwei der Kinder, Namens Monatschi und Pontschi, drückten den Wunsch aus, daß ich mit Miß Cooke komme, um mit ihnen zu sprechen. Die Kinder fingen gleich an, von Miß Cooke das bengalische Alphabet zu lernen, und nachdem einige der ersten Buchstaben öfters waren wiederholt worden, wollten wir für dießmal gehen, als die kleine Pontschi mein Kleid ergriff und sagte: „Warte noch, meine Mutter kommt." Ich bemerkte, daß die Nachbarn von unserer Anwesenheit unterrichtet waren, und daß, während Miß Cooke mit Missionar Jetter, der hier eine Knabenschule leitete, sich besprach, einige Mütter in reinlichen weißen Kleidern an der Thüre erschienen. Ich trat zu ihnen und sagte: „Ich hoffe, ihr werdet euch freuen, daß wir eure Kinder unterrichten. Diese Lady ist von England gekommen, blos um die Kinder der Eingebornen dieses Landes zu unterrichten." Monatschi's Mutter fragte: „Kann sie

bengalisch sprechen?" — „Sie hat angefangen, es zu lernen, sie kann schon ein wenig lesen und schreiben und bald wird sie im Stande seyn, sich mit ihnen zu unterhalten. In England hörte sie, daß die Weiber hier ganz unwissend bleiben, daß sie nicht einmal lesen und schreiben lernen und nur die Männer einige Kenntnisse sammeln. Auch wußte man, daß es vor Allem an einer Lehrerin fehlte. Darum fühlte sie tiefe Traurigkeit und Mitleiden mit Eurem Zustand, sie beschloß, ihre Heimath, ihre Eltern und Freunde und noch viele Annehmlichkeiten zu verlassen, und reiste hieher, blos um Eure Töchter zu unterrichten." Als die Frauen das hörten, riefen sie mit Einer Stimme, mit der rechten Hand auf die Brust schlagend: „O! welch eine Perle von einer Frau ist das!" — Ich fuhr fort: „Sie hat die besten Aussichten aufgegeben, um zu Euch zu kommen, sie sucht nicht den Reichthum dieser Welt, sondern sehnt sich nur, Euch zu helfen." — „Unsere Kinder sind Euer — wir geben sie Euch!" sprachen mehrere Mütter zugleich. — So war manche argwöhnische Vermuthung über die Absichten von Miß Cooke gleich im Voraus abgeschnitten und es währte nicht lange, so häuften sich die Bitten um Unterricht aus verschiedenen Theilen der Hindustadt, so daß bald acht Schulen dastanden." Die kirchliche Missionsgesellschaft in England nahm diese Schulen unter ihre oberste Leitung und unterstützte sie mit den nöthigen Mitteln, soweit diese nicht in Indien selbst schon (besonders durch die 1824 zusammengetretene, weibliche Erziehungs-Gesellschaft in Calcutta) reichlich genug zufloßen. Man fand jedoch bald, daß die vereinzelten Schulen schwerer zu leiten waren, als wenn sie in Eine Hauptschule zusammengezogen würden. Dieß geschah. Man hatte das nöthige Geld aufgebracht, um im Jahre 1828 in einem größeren Gebäude die Centralschule für eingeborne Mädchen zu eröffnen. Täglich drei Stunden kamen nun die Kinder in diesem Hause, das mitten in dem heidnischen Stadttheile Calcutta's steht, zusammen. Es ist ein lieblicher Anblick, wenn am frühen Morgen die Kleinen sich um die Schule sammeln und mit dem Klang der Schulglocke alle zur Pforte eilen. Es war noch eine andere Anstalt in Calcutta für die verwaisten Töchter der Europäer, besonders der Offiziere und Soldaten. Diese blühte schon seit dem Jahre 1815 und lieferte treffliche Lehrerinnen für die Centralschule; überdieß nehmen die Gattinnen der Missionäre

verschiedener Gesellschaften so thätig sich der weiblichen Erziehung an, daß es der thätigen Miß Cooke, oder nun Frau Wilson, deren Gatte, auch ein Prediger unter den Heiden, bald zu seiner Ruhe eingegangen war, nach 15jähriger Arbeit möglich wurde, außerhalb der Stadt, in Agraparam, ein Waisenhaus (Orphan Refuge) für eingeborne Mädchen zu errichten und sie also die Centralschule andern Händen übergeben mußte. Miß White, eine bereits erfahrene Lehrerin, und Miß Wakefield traten in ihre Stelle. Wir erlauben uns, unsere verehrten Leserinnen etwas näher mit den beiden Anstalten aus den Berichten ihrer Stifter und Leiter bekannt zu machen. Im Jahre 1832 zählte die Centralschule zu Calcutta 300 Schülerinnen, während noch unter der Leitung der Gattin des Missionärs Sandys im Missionshause der englisch-kirchlichen Gesellschaft 50 Mädchen unterrichtet wurden. Von jenen kamen im Durchschnitt täglich 250 zur Schule. Eines der größesten Hindernisse ist noch immer der so oft ausgesetzte Schulbesuch. Die Eltern wollen ihre Kinder zu Festen und dergleichen mitnehmen, sie brauchen sie zu Arbeiten im Hause, sie fürchten sich manchmal auch vor den christlichen Eindrücken, welche die Kleinen mit nach Hause bringen und halten sie darum eine Weile zurück; bis wieder der Zug der Kinder selbst nach der Schule den Widerstand der Mutter überwältigt oder die äußeren Vortheile des Unterrichts sie bestimmen, der religiösen Gefahr zu trotzen. Oefters wechseln kleine Schwestern im Schulbesuche mit einander ab. Ein anderer Uebelstand ist die noch immer in sehr vielen Fällen durch allzufrühe Heirathen beschränkte Schulzeit. Die meisten Schülerinnen sind Hindus, doch kommen auch mohamedanische Mädchen. Bei der Prüfung im Jahr 1831 fand man die Kinder in 4 Classen getheilt. Die zwei ersten lasen die bengalische Bibel fließend und beantworteten Fragen über die Schöpfung, den Fall des ersten Menschen, die Geschichte Cains und Abels, die Sündfluth, die Wunder und die ganze Lebensgeschichte Jesu u. A. mit Richtigkeit. Es war für die Anwesenden eine große Freude, aus dem Munde von Hindumädchen die Beweise davon zu hören, wie bekannt sie nicht nur mit der Heilsgeschichte, sondern auch mit der Heilslehre der heiligen Schrift waren. Alle Kinder lernen Lieder, Gebete und Katechismen auswendig, die von der ersten Classe treiben auch Geographie. Die Unterbrechungen des Schulbesuchs, die durch

die heidnischen Sitten veranlaßt werden, konnten noch nicht beseitigt werden und werden nur erst aufhören, wenn die Eltern selbst anders geworden sind. „Eine Frau, die gewöhnlich 16—20 Kinder zur Schule führte, brachte einmal wenigere und antwortete auf die Frage nach dem Grunde: sechs Mädchen werden heute verlobt, werden aber nachher wieder in die Schule kommen, einige andere sind zum Besuche bei ihnen. Von diesen sechs war das älteste 10, das jüngste 4 Jahre alt.“ — Folgendes Zeugniß über eines der Schulkinder, das am Fieber starb, zeigt uns, wie tief der Unterricht bei diesen Kleinen zu wirken vermag: „Das Kind bat vom Anfang seiner Krankheit an täglich seine Mutter, sie möchte es in die Schule bringen, es könne nicht bei ihr bleiben, weil es eine Christin werden müsse und der große Gott es rufe. Die Mutter erinnerte es an seine Götter und fragte, ob es denn diese nicht anbeten wolle? Nein, antwortete das Mädchen, sie sind falsch und helfen nichts. Das Kind setzte endlich genau den Tag fest, an welchem es in die Schule kommen müsse, den die Mutter um so leichter behalten konnte, weil es der erste Tag eines Götzenfestes war. Der Tag rückte näher, das Kind wurde kränker, aber es bestand darauf, der große Gott rufe es zur Schule. Endlich erschien der Tag und siehe! als er anbrach und das fromme Mädchen versichert hatte, seine Seele gehe zu dem wahren Gott, entschlief es. — Die arme Mutter war untröstlich. Sie kam in die Schule, ging durch die Classen und rief weinend aus: „Ach, da sind alle die andern Kinder, aber das meinige ist nicht da!“ — Ein anderes Mädchen, 10 — 11 Jahre alt, das schon von früh auf die Schule besucht hatte, bat dringend, man möchte es, wie die Waisenkinder, ganz im Schulhause wohnen lassen. Dieser Wunsch machte großen Eindruck in seiner Familie, die aber keinen Zorn und keine Feindseligkeit an den Tag legte. Vielmehr hatte man Hoffnung, das ganze Haus, 7 Personen, von der Wahrheit ergriffen zu sehen; sie gaben ihre Tochter nicht weg, sondern erklärten: wir müssen alle Einen Weg haben. — Dagegen erklärte ein Hinduweib, in dessen Hause die Mutter eines achtjährigen Mädchens starb, ohne irgend Anverwandte zu hinterlassen, das Kind gehöre ihr und sie werde es an Frau Wilson, die es gern unter ihre Waisen aufgenommen hätte, nur dann überlassen, wenn diese ihr die von der Verstorbenen ihr schuldigen 32 Rupies jährlich ausbezahlen würde. Sie nahm die

heidnische Obrigkeit in Anspruch, während sie den Nachbarn ihre Hoffnung ausdrückte, durch die einstige Verheirathung des Mädchens Geld zu gewinnen. So durfte das arme Mädchen nur die Schule besuchen, nicht aber, wie es selbst sehr wünschte, darin wohnen, indem es durch Essen mit den christlichen Kindern die Kaste verloren hätte. — Eine arme heidnische Wittwe, die eine Zeit lang bei einer christlichen Hindu-Familie gelebt hatte, besaß nur ein einziges Kind, ein sechsjähriges Mädchen, und bat für dasselbe um Aufnahme in die Waisenanstalt. Man bemerkte ihr, sie möchte das Kind bringen und Frau Wilson werde dann entscheiden, ob wohl solche Kinder vorzugsweise aufgenommen werden, die Vater und Mutter verloren haben. Statt selbst zu kommen, schickte sie das Mädchen, ärmlich gekleidet und sehr schmutzig, sie selbst aber ließ sich nicht sehen, bis das Kind getauft wurde. Sie sah am Tauftage sehr vergnügt aus, sprach aber kein Wort. Nach etlicher Zeit kam sie wieder und bat, ihr Unterricht zu geben und sie dann auch zu taufen." Im Berichte von 1835 heißt es: „Im Laufe dieses Jahres wurden 50—60 Kinder aus der ersten Classe weggenommen, um zu heirathen. Sie alle sind mit dem Neuen Testamente bekannt. Die armen Kinder fürchten sich sehr davor, so frühe die Schule und das elterliche Haus zu verlassen. Mehrere von ihnen haben Jahre lang diese Kinderheirathen von sich abzuwenden gewußt und manche haben ihren herzlichen Wunsch, Christinnen zu werden, ausgesprochen; sie wären gar gerne bei den Waisenkindern geblieben, um länger zu lernen und erst in reiferen Jahren zu heirathen. Ein liebliches Kind, das im Herzen eine Christin ist, konnte die Heirath nicht länger abwehren und wußte von seinem Gatten das Versprechen zu erlangen, daß sie die Schule fortbesuchen darf und auch ihn hat sie inzwischen lesen gelehrt. Im vorigen Jahre wurden vier junge Frauen, welche die Schule besucht hatten, und ein Mädchen getauft. Ein muthiges Mädchen, das einige Jahre lang in die Schule gekommen und dort als Gehülfin gebraucht worden war, hatte oft ihren Wunsch ausgedrückt, getauft zu werden. Sie verließ eines Tags, als sie verheirathet war, das Haus ihres Schwiegervaters in Bornagore und kam Abends gerade zu der Zeit im Schulhause an, als die Familie sich in der Kirche befand. Sie forderte sogleich zu essen, um die Kaste zu verlieren und von den Ihrigen nicht mehr zurückgenommen werden zu können. Die

Waisenkinder beriethen sich darüber und kamen zu dem Beschlusse, sie sollte nicht essen, bis Frau Wilson komme und es erlaube. Da bemerkte ein älteres Mädchen, Frau Wilson müßte sie nothwendig mit Freuden aufnehmen, indem sie ja täglich um die Bekehrung ihrer Schülerinnen bete. So wagte sie, dem Kinde zu essen zu geben. Frau Wilson erfuhr Alles erst am folgenden Morgen. Drei Wochen lang widerstand das feste Mädchen allen Bitten ihrer Familie um ihre Rückkehr, ihr Verlobter, ein gutmüthiger Junge von 14 — 15 Jahren, mußte die Verbindung mit ihr aufgeben und eine andere eingehen. Endlich stellte sich die Mutter des Mädchens, die nahe bei der Schule wohnte, wahnsinnig über den Verlust ihres Kindes; dieß bewog die Tochter, zurückzugehen. Man sah sie immer um die Schule schleichen, endlich bat sie um Zulassung zum Schulbesuche, aber sie scheint versprochen zu haben, sich nicht taufen zu lassen, so lange die Mutter lebt." — In demselben Berichte wird erzählt: „Eine Hindufrau mittleren Alters hörte in einer unserer Schulen die Mädchen ein Lied singen. Sie kam herbei, war von diesem Tage an eine fleißige Schülerin und wurde eine der tüchtigsten Lehrerinnen der Centralschule." Frau Wilson ließ die älteren Kinder oft ihre Bücher mit nach Hause nehmen, um Abends und Sonntags den Ihrigen daraus vorzulesen. Oft baten die Mädchen um ein kleines Liederbuch, und erzählten, wenn sie am Abend vor der Hausthüre singen, so kommen die Weiber des Dorfes alle herbei, sitzen und hören zu und Fremde fragen dann: „Woher haben die Mädchen diese Worte?" worauf sie dann immer von der Schule und den Büchern reden. — In einem späteren Berichte lautet es: „Ein zehnjähriges Mädchen, das länger als ein Jahr die Schule besucht hatte, blieb einmal nach Entlassung der übrigen Kinder da und sagte der Lehrerin: „Ich möchte eine Christin werden und in der Schule bleiben." Sie erhielt zur Antwort, das dürfe ohne Erlaubniß ihrer Eltern nicht geschehen, sie möge diese zuerst fragen. Das Kind sagte: „Ich habe es schon gethan, aber sie drohen mir mit Schlägen und meine Mutter sagt: wenn du eine Christin wirst, verlieren wir die Kaste und werden von unsern Nachbarn verachtet. — Von Tag zu Tag flehte das Kind mit vielen Thränen um die Aufnahme, indem es erzählte, wie viel es zu Hause um seines Verlangens willen zu leiden habe. Aber die Regeln der Schule ließen ihre Aufnahme nicht zu. —

Als drei Schwesterchen einmal nach längerem Wegbleiben wieder zur Schule kamen, sagte das älteste von ihnen, ein achtjähriges Kind: „Wenn du wüßtest, wie zornig unser Vater ist, so oft wir in die Schule gehen, du würdest dich nicht über unser Ausbleiben wundern. Wir kommen gerne und die Mutter sieht es auch gerne, aber der Vater verbietet es und wenn er weiß, daß wir kommen, schlägt er die Mutter. Uns schlägt er nicht, aber er nennt uns schlechte Kinder. Wenn er zur Arbeit geht, schickt uns die Mutter zur Schule, wenn sie auch dafür geplagt wird.“ — Ein Mädchen von acht Jahren mußte vor einiger Zeit heirathen; sehr ungern verließ sie die Schule. Nach 6 Monaten kam sie eines Morgens zur gewohnten Stunde wieder und sagte: „Jetzt bin ich eine Wittwe und kann täglich kommen. Mein Gatte ist vorgestern gestorben und nichts soll mich mehr von der Schule trennen.“

Wenn schon die Schulen, welche von heidnischen Familien aus besucht werden, so mächtige Wirkungen thun, wie vielmehr werden diejenigen Anstalten, welche Waisenmädchen aufnehmen, um sie christlich zu erziehen, tief eingreifen! Wir haben schon bemerkt, daß die ehrwürdige Frau, die ein so leuchtendes Muster selbstverläugnender Liebe und glaubensvoller Thätigkeit war und noch heute ist, schon in der Centralschule Waisenkinder um sich gesammelt hatte und wie sie hernach für dieselben ein eigenes Gebäude zu errichten in den Stand gesetzt wurde. Die Schülerinnen dieser Anstalt sollten zu Lehrerinnen der Centralschule gebildet werden und wurden es auch. Sie lehrten bengalisch die heil. Schrift lesen, wiesen die Kinder im Englischen und in Näharbeiten an. Aber nur 20 solche Waisen konnte Frau Wilson in 10 Jahren zusammenbringen. Fünf derselben verheiratheten sich bald mit christlichen Hindus und fahren auf diese Weise fort, ihr Licht leuchten zu lassen. Eine starb im Frieden Gottes. Als im Jahr 1832—1833 eine Hungersnoth in Bengalen Tausende wegraffte und gar viele Kinder dem Hungertode preisgegeben waren, forderte Frau Wilson zu Gründung eines Waisenhauses auf, das hundert Waisenmädchen aus allen Theilen des Landes aufnehmen könnte. Es wurde am Huglyflusse auf einem hoch gelegenen Platze drei Stunden nördlich von der Centralschule mitten unter heidnischen Umgebungen aufgerichtet. Katechisten fuhren mit christlichen Frauen in Booten den Fluß hinab zu dem Sunderbunds oder dem dicht

verwachsenen Niederwald an den Gestaden der vielen Flußmündungen des Ganges, um dort ausgesetzte Kinder zu retten und in den Dörfern Knaben und Mädchen aufzunehmen, die dem Hunger zu entgehen wünschten. Viele Noth hatten die menschenfreundlichen Flußfahrer auszustehen. Die Leute verkauften ihre Kinder, und wenn sie kein Geld anboten, so suchten die Heiden sie auf jede Weise von ihren Dörfern abzuhalten, einmal hielt man ihr Boot fest, ein andermal versank es im Strome; aber 150 Mädchen und viele Knaben (die Herr Sandys übernahm) wurden zusammen gebracht, von welchen freilich nicht wenige in Folge des ausgestandenen Mangels bald wegstarben. Krankheiten rießen in der Anstalt ein, die wiederum viele Kleinen in die Ewigkeit führten, unter denen ein Brahminentöchterchen gar liebliche Proben eines innigen Glaubens gab, und auf ihre Bitte vor ihrem Tode getauft wurde. Jetzt sind 140 Kinder da; sie werden erzogen, um als Lehrerinnen unter ihre Volksgenossinnen zu gehen, und bleiben im Hause bis zu ihrer Verheirathung. — Ueber diese Anstalt sagt ein bengalischer Beamter: „Von allen bisherigen Anstalten scheint sie mir am meisten darauf berechnet, den großen Zweck der Einführung der heiligen Schrift in ganz Indien zu erreichen. Die armen Waisen werden christlich gebildet, und bereits haben reiche Hindufamilien einzelne von ihnen als Lehrerinnen für ihre Töchter verlangt. Damit ist schon viel gewonnen. Viele sind Ehefrauen christlicher Hindus geworden, und man sieht bereits den Vortheil ein, den ein verständiges und gebildetes Weib der ganzen Haushaltung bringt. — Voriges Jahr fanden wir bei einem Ausfluge Mädchen von 3, 4 und 5 Jahren, die halb verhungert und mit Geschwüren bedeckt, allein im Felde saßen, und da ihrem Schicksal überlassen waren. So sterben ihrer ganze Schaaren in den Nächten, oder werden von den Schakals geholt. Wir retteten einige und schickten sie der Frau Wilson. Kürzlich sahen wir sie wieder, reinlich gekleidet, fröhlich: sahen, wie sie die Schrift lasen, ja sogar verstanden. Einem solchen armen Kinde hatte ein Schakal einen Finger abgebissen. Der Mann, der es brachte, entschuldigte sich sehr, daß er ein verstümmeltes Kind bringe, denn da er nicht alle habe retten können, so habe er die besterhaltenen genommen, dieses Kind aber habe ihn so herzzerreißend angefleht, daß er nicht habe widerstehen können!“

Die Kinder lernen Bengalisch und Englisch, Rechnen, weibliche Arbeiten aller Art, deren Erzeugnisse zum Besten der Anstalt verkauft werden*, die Aelteren kochen, reinigen das Haus, holen Wasser, pflegen die Knaben und sorgen für die Kleinen.

So wirkt diese treffliche Anstalt unter der Leitung der Frau Wilson und ihrer vier Gehülfinnen als ein Segen für ganz Indien, indem aus ihr christliche Hausmütter hervorgehen, die das Licht des Evangeliums auf späte Geschlechter verbreiten können. Eine Schule für 300 Kinder und ein Missionshaus wird daneben gebaut, eine Kirche wird bald erstehen. Und mit welchen Mitteln dieß Alles? mit den Mitteln des Glaubens. Denn als Frau Wilson im letzten Jahre ihre Rechnungen schloß, hatte sie noch 3 Rupies (3 fl. 36 kr.) in Händen, um eine so große Familie zu erhalten. Aber sie glaubte, betete und der Herr half, wie bisher.

Fragt man nach weiteren Wirkungen als die unmittelbaren auf die Zöglinge sind, so mag hier ein Beispiel davon stehen: „Eine Lehrerin der Anstalt wurde von einer heidnischen Kaufmannsfrau gebeten, sie bengalisch lesen zu lehren. Einer der christlichen Katecheten gab die Bücher dazu, und als diese benützt waren, bat die Lehrerin um die Evangelien. Vier Frauen von Bebus (Kaufleuten) fanden sich bald zusammen und noch mehrere sprechen ihre Begierde nach Unterricht aus. Noch sind die Bebus unruhig darüber, daß auch Christinnen (Schülerinnen der Anstalt) mitlehren, aber wenn sie diese Furcht überwinden, kann viel Segen erwachsen."

Am besten schildert ein Besuch des Bischofs von Calcutta in der Centralschule und dem Waisenhause diese beiden Anstalten:

„Wir fuhren auf das Landhaus des General-Gouverneurs zum Besuche und hielten in der Centralschule an, wo wir Alles in demselben Stande antrafen, wie wir es kannten, als Frau Wilson noch da war, dieselben Arbeiten, dieselbe Reinlichkeit, dieselbe Heiterkeit, wie immer. Das Gebäude ist groß und schön. Der ganze untere Stock, der für vier bis fünf Zimmer Raum darböte, enthielt nur eines. Um jeden Pfeiler, wie sie die Decke tragen, sahen wir eine Mädchenschaar versammelt, die Hindulehrerin in der Mitte. Kleine Bambus-Pulte tragen ihre Bücher, aus denen sie bald einzeln,

* Mrs. Wilson hat der Missions-Gesellschaft in Basel eine kleine Probe solcher Arbeiten zum Geschenk gemacht.

bald zusammen lesen, je nachdem sie die Bibel oder das Lesebuch vor sich haben. Dreihundert Kinder machen keinen geringen Lärm, wenn dieß anfängt; sobald aber die Arbeit ausgetheilt ist, wird Alles still. Man steht hinter einer Classe und hört zu — da blickt ein kleines, schwarzes Gesicht auf, das aber sogleich, wenn es einem Blick, einem Lächeln oder Salam (Gruß) begegnet, sich mit seinem weißen Tuch bedeckt und niedersinkt. Ihre Kleider werden ihnen für die Schulstunden gegeben, aber nicht wieder genommen. Sie kommen und gehen sehr wenig gekleidet; in der Schule selbst bereitet die Gleichheit der Kleidung einen lieblichen Anblick. Der ganze Raum ist mit solchen kleinen Mädchenkreisen ausgefüllt. Der Bischof, der ein wenig bengalisch versteht, ging von Kreis zu Kreis, um sie lesen zu hören. — Dann gingen wir die Treppen hinauf und fanden das ganze Gemach, Tische, Stühle, Fußboden mit dem Inhalt der drei großen Kisten aus England bedeckt, Frau Wilson emsig damit beschäftigt, die Putzartikel zu ordnen, während einige Mädchen Papierstreifen schnitten und sie anhefteten, um die Preise anzuschreiben. Da waren die große Arche Noah's, die Kinderkleider, die Sitzdecken, die Nadelkissen, die Malereien, das Gestrickte u. s. w. „Nun, Frau Wilson," fragte ich," wie viel wird man von dem Allem lösen. Ist das nicht eine herrliche Auswahl?" — „Ja, vortrefflich," sagte sie, „und so freundlich von unsern Lieben in England. Das wirft 1500 Rupies ab. Wir wollen es zwischen der Centralschule und dem Waisenhaus theilen. Das letztere braucht es so nöthig, daß es ohne diese besondere Hülfe Gottes nicht hätte fortgehen können." — Auch die Kinder hatten für 450 Rupies Arbeit geliefert.

Von Barrakpur zurück kamen wir zum Waisenhause, einem schönen Gebäude, das gerade über dem Strome steht. Als unser Boot ans Land stieß, stand Frau Wilson am Thore und sah ernsthaft auf die Dienerschaar, welche des Bischofs Bücher und unsere Sonnenschirme trug und bereit war, mit uns einzudringen. „Brauchen Sie diese Diener?" fragte sie, „denn ich lasse nie einen fremden Mann in meine Mauern. Die Diener wurden weggeschickt und kleine christliche Hindumädchen, Hannah und Helena hießen sie, bedienten uns. Siebenundneunzig Mädchen von allen Altern, frische und gesunde Gestalten, waren versammelt. Einige machten Stickarbeiten, recht hübsch, andere lasen, noch andere lernten. Sie sind

aus den verschiedenen Theilen Indiens gesammelt und die Eltern der Meisten in der furchtbaren Hungersnoth gestorben. Manche hat man gekauft, weil sie zu den schändlichsten Zwecken verkauft worden waren, Andere wurden von den Obrigkeiten geschickt, weil man sie verlassen gefunden hatte. Noch Andere wurden von Privatleuten in die Anstalt gebracht und diese bezahlen für sie. Vier kamen kürzlich aus dem Lande Gumsur, wo sie eingesperrt waren, um den Göttern geopfert zu werden, damit diese das Land fruchtbar machen. Solche Opfer bindet man an einen Baum, eine ungeheure Volksmenge versammelt sich um denselben zur bestimmten Stunde, auf ein gegebenes Zeichen stürzen sich Alle mit Messern auf die armen Opfer, schneiden ihnen ein Stück Fleisch vom Leibe und eilen wie Furien nach ihren Aeckern, um einige Blutstropfen davon auszudrücken, die auf den Boden fallen. Man hat diesen längst bestehenden Gebrauch erst vor Kurzem kennen gelernt, und nun bereits unterdrückt. Eines der armen Mädchen hätte nach 4 Tagen geopfert werden sollen, und man sah an ihrem Bein noch die Eindrücke der Kette. — Da saßen sie jetzt sicher und glücklich, sauber gekleidet, das Neue Testament in der Hand, lebendige Opfer, heilig und Gott angenehm in Christo Jesu. O! was fühlte ich, als ich eines der geretteten Kinder nach seinem Namen fragte und es anwortete: „Lucie" — Es war also getauft! Ich sah und sah wieder in das dunkelfarbige Gesichtchen, das wohlwollende Auge, die fröhliche Miene des Mädchens; sie lächelte unschuldig, als wollte sie sagen: Dank sey den guten, englischen Christen, daß ich nicht daheim als ein Opfer der Erde mit geöffneten Adern des langsamsten Todes starb, sondern vom Tode erweckt wurde, um den Namen, die Gnade und Erbarmung Jesu, des ewigen Sohnes Gottes und Heilandes der armen Sünder kennen zu lernen. — Alle Kinder sitzen in einem einzigen, großen Gemach mit einer Laube (Verandah), daran stößt das Schlafgemach, wo auf reinen Tüchern dreißig in einer Reihe ruhen. Um das Haus ist ein ummauerter Spielplatz, ein Friedhof, wo bereits 7 christliche Mädchen schlafen, hier wird sich bald eine Kapelle erheben. Um das Haus her wohnen dicht beisammen 10,000 Heiden mit vielen Brahminen. Die Anstalt kann eine Lebensquelle für sie werden, um so mehr, da Frau Wilson von den Heiden als eine Heilige betrachtet und verehrt wird, wie denn ein alter Brahmine ihr dieß selbst sagte,

indem er bemerkte, sie habe ihr Haus an den heiligen Strom gebaut, wie die Frommen stets an seinem Gestade zu sterben begehren." — Frau Wilson selber schreibt: „Die Heiden, die uns eben mit allem Lärm eines ihrer rauschenden Feste stören, begehren keineswegs unsern Unterricht. Lieber möchten sie gar nichts von uns hören, aber Gewinn, leiblicher Gewinn macht, daß sie sich um uns sammeln. Unsere Katechisten sitzen in einer kleinen Bangalow-Kapelle, lesen den Vorübergehenden vor, unterrichten Jeden, der kommt."

Das gesegnete Werk, das die fromme Engländerin mit so schönem Erfolg in Calcutta begann und fortführte, hat aber auch in andern Städten, nah und ferne, Nachahmung gefunden und die Wirkungen zeigten sich überall von der Art, daß Ermuthigung genug daraus geschöpft werden kann, um nicht müde darin zu werden. Die Baptisten-Missionarien errichteten auf vielen ihrer Missionsstationen auch Mädchenschulen, die kirchliche Missions-Gesellschaft folgte ihrem Beispiel und die Städte Cutwa, Digah, Mirzapur, Haura, Culna, Burdwan, Bancura, Kischnagor, Nuddea, Patna, Budschbudsch, Allahabad, Benares, Agra und andere zählten in Kurzem solche Schulen mit mehr als 500 Kindern im Ganzen. Inzwischen jedoch ist die Theilnahme an der Erziehung des weiblichen Geschlechts nicht stehen geblieben, und jetzt findet man in Burdwan unter der Leitung der Frau Weitbrecht und ihrer tüchtigen Gehülfinnen nicht weniger als 100 Schulkinder, nebst einer Waisenanstalt mit etwa 40 Zöglingen und einer Tagschule von 60 Schülerinnen, in Benares 140, in Agra 150, in Cawepore vielleicht 50, so daß wir in Schulen und Waisenanstalten gewiß 2000 Mädchen nur in den Provinzen Bengalen und Oberindien mit dem Evangelium bekannt gemacht sehen, während zugleich in Madras, Bombay, im Süden der Halbinsel zu Nagercoil, Tinnevelly und andern Orten, auf Ceylon und in Hinterindien zu Singapore, in Batavia auf Java, ja zu Macao in China, Hand an dieses edle Werk gelegt wird, während Südafrika, Aegypten, Westafrika die gesegneten Rückwirkungen des Eifers erfahren haben, der in Calcutta vor 20 Jahren erwacht ist. — Welch ein Werk in 20 Jahren!

Es sey uns erlaubt, aus den Mittheilungen der verschiedenen Stationen in Indien noch Einiges hier beizufügen. Von Burdwan

schreibt eine der Lehrerinnen: „So eben stand ein Waisenmädchen von 8 Jahren mit traurigem Gesicht neben mir und Miß Barlow. Von dieser gefragt, warum sie traurig sey? gab sie zur Antwort: sie habe gehört, der Radscha Schun sey gekommen, um die Kinder alle zu tödten, weil sie Christinnen geworden. — „Nein, mein Kind!“ beruhigte sie die Lehrerin, „wenn er Jemanden tödtet, so sind wir es, die Weißen.“ Jetzt strömten die Thränen des Kindes und es sagte: „wer wird aber dann sich unser annehmen? — „Gott, mein Kind!“ — „Ich weiß es, ja, Gott wird es thun, aber ohne eine Mam Sahib (Mutter, Herrin), die uns unterrichtet und bei uns ist, was sollen wir da anfangen?“ Eben daher schreibt eine andere Lehrerin: „Unsere drei Schulen stehen blühend; der Herr arbeitet in den Herzen mehrerer von unsern Waisenmädchen. Sechs von ihnen wurden kürzlich von Herrn Wybrow getauft. Als ihnen dieß angekündigt wurde, sagten sie voll Freude: das ist eine gute Nachricht; jetzt wird die Sehnsucht unserer Herzen erfüllt, schon lange haben wir gewünscht, durch die Taufe mit dem Herrn und seinem Volke vereinigt zu werden. Wir wollten Ihnen noch mehr von unserem Verlangen sagen, aber der Herr hat unser Bitten gehört und wir sind voll Freude und Liebe für Seine Freundlichkeit. Wir wünschen, treue Nachfolgerinnen unseres Heilandes Jesu Christi zu werden. — Kinder, die über 5 Jahre alt sind, denkt Herr Weitbrecht nicht zu taufen, ohne daß eine Herzensänderung vorgegangen ist. — Ich habe eine Gebetstunde mit den Kindern eingerichtet. Ich sagte ihnen dieß vorher und fragte, ob sie es wünschen. „Ja, sehr“, war ihre Antwort. Als ich ihnen den Sonnabend dazu vorschlug und erklärte, daß die Sache freiwillig sey, da riefen sie: Salam, wir danken Ihnen, daß Sie das für uns ausgesonnen haben. — Ebenso schlug ich ihnen vor, in ihren Freistunden Theile der heiligen Schrift auswendig zu lernen, was aber ganz ihrem Belieben heimgestellt sey. Mit Herzensfreude war ich durch einen Spalt in der Wand Augenzeugin davon, wie die Mädchen im Kreise um eines von ihnen saßen, das ein Stück aus der Bibel vorlas, und hörte die feierlichen Töne des Gebets, wobei sie niederknieten. Oft setzten mich ihre Gebete und Unterredungen über geistliche Dinge, besonders die Erlösung und Liebe Gottes, in Erstaunen durch das Verständniß, das sie an den Tag legten. Besonders angelegentlich

beten sie um Bekehrung der Heiden. Als die große Hungersnoth ausbrach, wurden Arbeiten zum Verkauf gemacht, um die Leidenden zu unterstützen. Ich sammelte die Kinder um mich, schilderte ihnen die Noth und sagte: „nun, Mädchen, Ihr seyd arm, was könnt Ihr für diese Leute thun?" — Da antwortete Boney: wir wollen alle Tage etwas weniger Reis essen und das Ersparte ihnen senden. — Ich will Euch noch einen Weg zeigen, wie Ihr sie unterstützen könnt. Was ist dieß? — Eine Hand. — Wer hat sie uns gegeben? — Gott. — Und wozu? — Zum Arbeiten. — Gut, und wenn Ihr Gelegenheit hättet, würdet Ihr für die Unglücklichen arbeiten, wenn man Euch Stoffe dazu gäbe? — Ja! — In Euern Feierstunden? — Ja. Und ich darf sagen, sie hielten ihr Versprechen treulich; Viele waren schon um 6 Uhr mit der Arbeit fertig, und nun blieben sie, bis um 7 Uhr die Gebetsglocke scholl, noch sitzen, und brachen sich auch an der Zeit des Essens ab." —

Von den Baptisten-Missionären wird unter Anderem Folgendes über ihre Mädchenschule in Seekpur berichtet. „Ein Vater erzählte dem Herrn Pearce im Dorfe Luckyantipur, daß sein siebenjähriges Mädchen, als sie während der Schulferien von ihm gefragt wurde, ob sie wieder in die Schule gehen oder bei ihm und der Mutter zu Hause bleiben wolle, eilig und ohne ein Wort zu sagen ins Haus gelaufen sey, ihr Lesebuch geholt und die Worte vorgelesen habe: „Eltern, welche ihre Kinder nicht unterrichten lassen, sind deren Feinde." — „Auf dieß," bemerkte er, „konnte ich kein Wort sagen."

Frau Madden schreibt aus Futtihpur: „Unsere kleine Mädchenschule, mitten unter den heidnischen Einwohnern aufgerichtet, geht lieblich fort. Wir zählen schon 43 Kinder, nach so kurzer Zeit, und für den allerersten Versuch weiblicher Erziehung in diesen Gegenden, eine Zahl, die zum Preise Gottes auffordert. Zuerst wollten die Eltern nicht daran und argwöhnten böse Absichten bei uns, aus denen wir alle Tage eine Mädchenschaar um uns sammelten. Einige meinten, wir wollten ihre Töchter ins Ausland schleppen, Andere baten, der Doktor Sahib möchte doch ihren Kindern kein Blut abzapfen, und Niemand glaubte an unsere Uneigennützigkeit. Jetzt aber sind die Vorurtheile verschwunden und die Zahl der Schülerinnen wächst täglich. Die Frau unseres Schullehrers war mir unter den eingebornen Waisenmädchen zu

Cawenpur die liebste und ist uns sehr nützlich. Ihr Gatte wurde durch Dr. Duff in Calcutta bekehrt, und ist ein wahrer Christ. — Wir bekommen auch immer mehr Waisenkinder ins Haus."

Frau Campbell meldet aus Calcutta: „Wir haben entdeckt, daß mehrere gut unterrichtete bengalische Jünglinge ihre Schwestern, Mütter, Väter und andere Familienglieder lesen lehren. Der Tag ist nicht fern, wo das, was jetzt unter dem Scheffel vorgeht, im hellen Lichte auf den Dächern geschehen wird. — Eine Prinzessin in Benares hat das Vorurtheil ihres Geschlechts weit genug überwunden, um mit einem Missionär über schwierige Religionsfragen sich zu besprechen, manche Kaufmannsfrau möchte wohl Unterricht haben, fürchtet aber noch den Hohn ihrer Landsleute; doch hat kürzlich die Gattin eines Parsi-Handelsmannes, der sehr freisinnig ist, allein die Reise von Bombay nach Calcutta gemacht."

In Madras, einer der größten Hauptstädte des britischen Indiens, hatte man auf die Errichtung von Mädchenschulen gedacht, sobald die Anregung für diesen wichtigen Zweig der Missionsarbeit von Calcutta ausgegangen war. Zu Vepery in der Nähe wurde — jedoch, weil es an einer Lehrerin fehlte, erst im Jahr 1838 — eine Mädchenschule errichtet, welche bereits 16 Mädchen, die im Hause erzogen werden und 50 Besuchende zählt, und von zwei englischen Lehrerinnen geleitet wird. In der Stadt selbst wurde überdieß eine Schule unter einer dritten Lehrerin errichtet. In Vizigapatam, in Neyur, Quilon, Nagercoil (60 Kinder) haben die Missionäre der Londoner Missions-Gesellschaft Mädchenschulen gegründet. Lange widerstand das Vorurtheil der Hindu's, jetzt aber sind sie willig, ihre Kinder unterrichten zu lassen. Segen haben diese Schulen schon viel gestiftet. Der folgende Brief einer darin erzogenen Hindufrau mag dieß beweisen. „An die Frauen in England, die, obwohl Fremde, mich liebten und mir halfen, schreibe ich, Marie Hopeful, wie folgt: Zu einer Zeit, da ich meinen sündigen Zustand und die Strafe der Uebertreter nicht kannte, wurde ich in die Mädchenschule zu Nagercoil aufgenommen, und Ihr habt, da Ihr hörtet, wie eine Schule aufgerichtet worden in diesem Lande, wo sonst die Mädchen keinen Unterricht empfingen, mir Hülfe gesandt aus Güte. Dadurch wurde ich in den Stand gesetzt, die heilige Schrift zu lesen und zu lernen. Ich hörte viel von Gott und von Jesu Christo, dem Heilande, den Er gesendet

hat. Durch die Gnade Gottes und durch Euch habe ich in Seinem Worte gelernt, daß Seine Gebote heilig sind, daß alle Menschen Sünder sind und den ewigen Tod verdienen. Ich wünsche Buße zu thun über meine Sünden und an Jesum Christ, das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt getragen hat, zu glauben. Ich begehre Gott für die Wohlthaten zu preisen, die ich durch Euch empfing. Gott wird sie Euch gnädig vergelten am jüngsten Tage. Ich habe eine große Sehnsucht, die Freunde zu sehen, die so viel für mich thaten, wenn ich sie aber in dieser Welt niemals sehen kann, so hoffe ich, sie vor Gott in der andern Welt von Angesicht zu sehen. Ich bitte um Euer Gebet, daß ich und meine Volksgenossen selig werden. Viele von denen, die mit mir in der Schule waren, und jetzt Hausfrauen sind, achten Euch mit mir sehr hoch. Es ist so, ich bin Eure treue Dienerin

Maria Hopeful.

Jahr 1833, Monat Februar am 9ten Tag."

In Palamcottah, im äußersten Süden der Halbinsel, war schon im Jahr 1824 eine Mädchenschule und später eine Anstalt zur Bildung von Lehrerinnen errichtet. Beide gingen im Segen fort, bis (1829) die letztere aufgehoben werden mußte. Noch jetzt werden Mädchen daselbst zur Erkenntniß des lebendigen Gottes geleitet. Die Insel Ceylon bietet ebenfalls reiche Beispiele von der Bildungsfähigkeit indischer Mädchen dar*, und hier gelang es, Kinder der höchsten Classe in die Schule zu bekommen. — Bombay erhielt durch die Gattin des schottischen Missionärs Wilson im Jahr 1830 sechs Mädchenschulen mit mehreren Hunderten von Kindern. Die letzten Schulen, die in Indien für Mädchen errichtet worden sind, findet man bei den Missionarien der Evangelischen Missions-Gesellschaft in Basel im westlichen Theile der Halbinsel. Zu Tellitscherry hat die Gattin des Missionärs Gundert 11 Mädchen in ihrer Pflege und eine Schule fängt an, neben dieser Erziehungsanstalt aufzublühen, zu Dharwar erzieht und unterrichtet die Gattin des Missionärs Lehner 9 Kinder weiblichen Geschlechts. Hieher, in diesen erst seit 22 Jahren der britischen Herrschaft einverleibten Theil Ostindiens, wo die Einflüsse europäischer und christlicher Gesittung nur kaum erst angefangen

* S. Missions-Magazin 1839, S. 579 f., 608, 612, 662.

haben, etwas tiefer zu dringen, wo die Missionsarbeit noch erst einige Jahre ihres Alters zählt, und wo dennoch so viele Hoffnungen eines raschen Gedeihens uns entgegen treten, möchten wir die Blicke christlicher Leserinnen dieser Blätter richten.* Wir haben gesehen, was erreicht werden kann und dürfen noch hinzusetzen, daß in neuester Zeit Hindu's von den gebildeten Classen, alte Brahminen, sorgfältig unterrichtete Jünglinge und vorurtheilsfreie Frauen sich gleich stark für die Nothwendigkeit der Erziehung des weiblichen Geschlechts in Indien ausgesprochen haben.

Zweites Hauptstück.

Die englische Frauen-Gesellschaft für Erziehung des weiblichen Geschlechts in Indien und China.

Durch die stärksten Gründe und gewichtigsten Zeugnisse darüber ins Klare gesetzt, daß es noch lange anstehen dürfte, bis in Indien selbst eingeborne Lehrerinnen für den heiligen Zweck der geistigen und leiblichen Rettung ihres Geschlechtes zu arbeiten im Stande seyn würden, und daß die Anfänge auch in diesem Werke von Europa aus gemacht werden müssen, trat im Jahre 1834 eine Gesellschaft von christlichen Frauen und Jungfrauen in England zusammen, die sich der weiblichen Erziehung im Morgenlande anzunehmen zu ihrem Zwecke machte. Calcutta und überhaupt Bengalen bot ihr nächst der Insel Java, wohin sie drei ihrer Arbeiterinnen kurz nach einander aussendete, das erste Feld ihrer Wirksamkeit, und jetzt nach nur sechsjährigem Bestehen hat sie bereits in Batavia 3, in Singapur 2, in Bengalen 3, auf der östlichen Küste Vorderindiens 3, auf der Westküste und der Hochfläche 2, auf Ceylon 6, in Südafrika 4, in Aegypten 1, in Smyrna 1, also im Ganzen 25 Lehrerinnen, während sie zusammen 36 ausgesendet hat.

* Sowohl die Bedürfnisse dieser westlichen Gebiete, als die Fortschritte der Mission sind im Jahresbericht der Evangel. Missionsgesellschaft zu Basel von 1840 (s. Missions-Mag. H. 3, S. 20 ff. S. 60 ff.) verzeichnet.

Als sich diese Gesellschaft bildete, machte sie folgenden lesenswerthen Aufruf an die jüngeren Töchter Englands bekannt.

„Geliebte junge Freundinnen! Erlauben Sie, daß ich einen Augenblick Ihre ernste Aufmerksamkeit in Anspruch nehme, und um Ihr unpartheiisches Urtheil über einen Fall bitte, den ich Ihnen vorzulegen habe und dessen Entscheidung beiden betreffenden Partheien sehr wichtig ist.

„Der Vater einer zahlreichen Familie, dessen Weisheit über jeden Zweifel erhaben ist, wenn gleich seine Anordnungen manchmal mißverstanden werden, beschloß, für einige Zeit seine Familie zu verlassen, wobei er jedoch immer sein Auge auf sie gerichtet hielt und sie beaufsichtigte. Er ließ seine Kinder in Umständen, welche sehr verschiedene Ansichten über ihre gegenseitigen Pflichten möglich machten, während sicher eine klare Einsicht hinsichtlich derselben für ihre Wohlfahrt sehr zuträglich seyn würde. Wir legen Ihnen nur einen Theil der streitigen Fragen vor und bitten Sie um Ihr unbefangenes Urtheil über die Pflichten der weiblichen Familienglieder. Eine kleine Zahl seiner Töchter setzte der Vater in den einen Theil seines weiten Gebietes, in gutem Wohlstand, umringt von Beweisen väterlicher Liebe und mit vielen Gelegenheiten, ihm dankbare, kindliche Anhänglichkeit zu beweisen. Frühe hatten sie sich guten Beispiels und weisen Unterrichts zu erfreuen und lernten Eintracht, Wohlwollen und wechselseitige Liebe hochschätzen und üben. Zahlreiche Vorzüge sind ihnen gegeben, die sie auch oft mit Gefühlen des Dankes anerkennen.

„Ferne von ihren Wohnsitzen lebt ein anderer großer Theil der Familie in Umständen, die einen schreienden Gegensatz bilden gegen die glückliche Lage dieser Wenigen. Armuth, Unterdrückung und Erniedrigung ist ihr Loos, die Erziehung, die ihren älteren Schwestern so reichlich zu Theil wird, bleibt ihnen entzogen. Ihres Vaters Willen kennen sie fast gar nicht, und so leben sie in Finsterniß und Ungehorsam.

„Nun ist die Frage: Welches ist die Pflicht der begünstigten und wohl unterrichteten Töchter gegen ihre vernachlässigten Schwestern?

„Manche Leute haben die Ansicht geäußert, die Glücklicheren sollten ihre Kenntnisse den Zurückgesetzten mittheilen, denn die

geschriebenen Verordnungen ihres Vaters enthalten die Worte: „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch.“ (Matth. 10, 8.) und doch hat man lange Zeit die Noth und den Jammer der verlassenen Schwestern nur mit thatlosem Erstaunen und hoffnungsarmem Seufzen betrachtet.

„Endlich jedoch beschlossen einige der Töchter, die des Vaters Liebe kräftig fühlten und seinen Willen genauer erforscht hatten, einen andern Weg einzuschlagen. Sie gingen zu den öden und traurigen Wohnungen der armen und verachteten Kinder und suchten mit Eifer und Beharrlichkeit ihnen wohl zu thun. Sie erwarteten Schwierigkeiten und niederschlagende Erfahrungen und fanden sie auch, aber ihre Arbeit wurde reichlich belohnt durch die Lernbegierde, den Fleiß und die Liebe Vieler, welche sie unterrichteten. Nun ist ihr Wunsch, daß Mehrere an ihrer Arbeit und an ihrem Segen Antheil nehmen. Sie möchten gerne die Kinder ihrer Schwestern zur Verehrung des lieben Vaters anleiten, und das reiche Erbe, welches sie so lange besaßen, mit denselben theilen. Dazu bedürfen sie Hilfe und Ihre unbefangene Ansicht, liebe junge Freundinnen, möchten sie darüber hören, wie weit sie darin gehen sollen.

„Sollen die Begünstigten ruhig in ihrem Glücke fortleben und weil sie die unglückseligen Schwestern nicht sehen, auch den Gedanken an ihren Jammer verbannen? oder

„Sollen jene zu vereinigter, selbstverläugnender, ausdauernder Arbeit sich erheben, damit auch diesen solches Glück zu Theil werde?

„Diese Fragen sind schon beantwortet, denn Keine von Ihnen wird sie ihrem Elend überlassen wollen.

„Wäre Ihnen diese Anfrage zuwider oder gleichgültig, so hätten Sie die stärksten Ansprüche auf die Theilnahme und den Schmerz der Fragenden und wenn für jede arme Schwester im Osten das Mitleiden einen Seufzer hat, so müßte es für Sie tausend Thränen vergießen. Mögen Sie nie durch ewiges Vermissen den Werth der unschätzbaren Segnungen inne werden, die Sie jetzt selbstsüchtig für sich behalten wollten.

„Doch es sind unter Ihnen Viele, die gern einem solchen Plane beistimmen, die aber zweifelnd fragen: was können wir thun? Viel, liebe Freundinnen, antworten wir, wenn Sie auf

eine höhere Kraft, als Ihre eigene, sich stützen. Wir versuchen es, Ihnen einige Winke darüber zu geben, wie Sie arbeiten können.

„Verläugnen Sie sich selbst! Untersuchen Sie Ihre Ausgaben, Ihre Vergnügungen, Ihren Putz und fragen Sie sich: wie viel kann ich für meine Schwestern erübrigen, die im Elende untergehen? und wenn Ihr Gewissen geantwortet hat, so nehmen Sie entschlossen und sogleich, was es genannt und legen Sie es zurück. Dieß wird in manchen Fällen kein leichtes Opfer seyn; die Liebe zu Schmuck und Putz ist vielleicht für junge Frauenzimmer eine eben so eigenthümliche Versuchung, wie Geiz und Ehrsucht die Sünden späterer Jahre sind. Es ist möglich, daß für diese Anstrengungen nie eine menschliche Stimme Sie lobt, daß kein entzündetes Herz den Zoll des Dankes darbringt, die fernen Schwestern kennen vielleicht ihre Wohlthäterinnen nicht — dennoch ist nicht das Kleinste verloren, denn Ein Auge und Ein Herz wird Alles sehen und schätzen und ‚Euer Vater, der in's Verborgene siehet, wird es vergelten öffentlich.‘ (Matth. 6, 4.)

„Seyen Sie sinnreich! Bei Verfolgung eines Lieblingsgedankens wissen Sie diese Erinnerung wohl zu beachten. Ein Plan nach dem andern wird versucht, um ihn zu erreichen; Fleiß, Beweisgründe, Bitten, Alles wird aufgewendet. Bilden Sie sich eigne Plane der Wohlthätigkeit, je nach Ihren Umständen und Ihrer Lage, suchen Sie Ihren Einfluß bestmöglichst anzuwenden.

„Seyen Sie geduldig! Lassen Sie sich nicht durch den kleinen Beitrag entmuthigen, den Sie zusammenbringen, wenn Ihre Anstrengungen nicht sogleich Ihre freudigen Hoffnungen erfüllen. Wenn Sie den Werth einer einzigen Seele in Betracht ziehen oder den Einfluß überschlagen, den eine einzige bekehrte Heidin auf ihre Genossinnen und auf künftige Geschlechter haben kann, so werden Sie nicht sagen: ‚Wir arbeiten vergeblich und bringen unsere Kraft umsonst und unnützlich zu‘ (Jes. 49, 4).

„Seyen Sie beharrlich! Dies ist für jugendliche Gemüther immer besonders schwierig. Die Liebe zum Neuen weckt feurige Theilnahme, der aber oft Ermüdung folgt. Sollen aber Christinnen in diesem Liebeswerk müde werden, die alle ihre Genüsse dem mittelbaren Einfluß des Evangeliums und alle ihre Aussichten in die Zukunft seinen göttlichen Wahrheiten verdanken? Geheiligter Eifer und geweihte Willenskraft mögen diese Furcht entwaffnen. ‚Seyd

fest, unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn' (1 Cor. 15, 58.).

„Geliebte junge Freundinnen! Die Sache gibt uns Muth, wir rufen Sie nochmals auf, den von uns gefaßten Entschluß zu stärken. Die Gesellschaft, für welche wir Sie um Hilfe bitten, schließt sich als solche nicht an eine einzelne der christlichen Kirchenformen und Partheien an, sie will nichts, als das Evangelium unter den erniedrigten Frauen Indiens und China's verbreiten. Ihr Plan wurde mit Gebet und ausschließlichem Vertrauen auf Den gefaßt, der allein jedes in Seinem Dienst gebrauchte Mittel segnen kann. Wir bitten um Ihre Aufmerksamkeit, Ihre Mitwirkung, Ihre Hilfe. Wir bitten Sie, jetzt, in der Stunde des Versprechens, der Quelle edler Beschlüsse, mit frommer Entschlossenheit und kräftigem Willen der zweihundert Millionen Frauen zu gedenken, die aus Mangel an Erkenntniß zu Grunde gehen!"

Da die Gesellschaft sich ihr Ziel weit gesteckt hatte, so mußte sie mit der Bildung einer Committee die Aufstellung von Statuten vor Allem verbinden. Die Committee bestand außer den nach englischer Sitte als Präsidentin und Vicepräsidentinnen vorangestellten hohen Damen, worunter sich die Herzoginnen von Beaufort, von Marlborough und von Gordon befanden, aus 24 Frauen und Jungfrauen, aus Cassier und Untercassier und 3 Secretären. Auch die letztern Stellen, außer der des Schatzmeisters (Cassiers), nahmen junge Damen ein.

Ein Auszug aus ihren Gesetzen und Statuten wird im Folgenden gegeben:

1. Die Gesellschaft bezweckt die Errichtung von Mädchenschulen im Morgenlande, wo sich günstige Gelegenheit darbietet, die Wahl und Vorbereitung frommer und wohlerzogener Personen in der Heimath, die solche Schulen leiten sollen, die Bildung und Unterstützung eingeborner Unterlehrerinnen in den Heidenländern.
2. Dazu sucht sie die Mittel durch freiwillige Gaben zu erlangen.
3. Das Hauptziel ihrer Schulen wird die Mittheilung der Schriftwahrheit und des Glaubens an Jesum Christum, den Erlöser seyn. Die übrigen Kenntnisse dürfen aber, wie sie immer von den Umständen gefordert werden, nicht fehlen.

4. Sie bildet Hilfsvereine, wo sie nur immer kann.
5. Ihre Einnahmen werden, mit Ausnahme eines Reservefonds für außerordentliche Fälle, für Bildung, Ausrüstung und Reise von Lehrerinnen, für einzelne Unterstützungen an Schulen, für Bücher und andere Lehrmittel der Mädchenschulen im Heidenlande verwendet werden. Dagegen überläßt sie, den Gehalt der Lehrerinnen zu bezahlen, denen, welche die Schule an Ort und Stelle errichtet haben. *

In der kurzen Zeit des Bestehens dieser Gesellschaft haben sich in Großbritannien nicht weniger als 57 Hilfsvereine für sie gebildet und ihre Einnahme war im Jahre vom 1. Juli 18³⁹/₄₀ 2360 Pfund Sterling oder 28,320 fl.

Auch auf das Festland herüber hat sich die Theilnahme an diesem schönen Zwecke bald erstreckt und die edlen Frauen Genf's haben eine Gesellschaft gebildet, durch deren Vermittlung bereits drei Lehrerinnen nach den Ländern des Osten abgegangen sind, deren eine in Batavia arbeitet, während eine andere als die Gattin des Missionärs Gundert in Tellitscherry zuerst in der canaresischen Mission der Evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel Hand an das Werk der weiblichen Erziehung gelegt hat.

Auch in Straßburg hat sich eine ähnliche Gesellschaft gebildet und zur Aussendung der ersten jener 3 Lehrerinnen mitgewirkt.

* Die übrigen Punkte sind minder wichtig, werden aber unten im „Aufrufe" benützt, soweit die verschiedenen Verhältnisse Englands und Deutschlands es zulassen.

Aufruf

an die

christlichen Frauen der Länder deutscher Zunge

zur Bildung

einer Gesellschaft für weibliche Erziehung

in der Heidenwelt.

---

1. Veranlassung.

Als die canaresische Mission der Evangelischen Missionsgesellschaft in Basel die ersten Schwierigkeiten ihrer Gründung überwunden hatte, wurde es einer der Gegenstände angelegentlicher Sorge sowohl für die Missionarien als für die Committee zu Basel, die Güter des Evangeliums dem weiblichen Geschlechte zuzuwenden und auf diese Weise der Bekehrung dieses volkreichen Theils von Indien eine festere Unterlage zu geben. Die Evangelische Missionscommittee konnte sich nicht verhehlen, daß es keines der geringsten Hindernisse gesegneter Missionsarbeit sey, wenn die Arbeiter denken müssen, der mit Mühe und beharrlicher Anstrengung ausgestreute Same werde wieder im heidnischen Familienleben erstickt oder es seyen doch nur äußerst seltene Fälle, in welchen der bekehrte Mann auch seine Gattin von der Kraft des Evangeliums überzeugen könne, um das, was sie empfangen haben, ihren Kindern wiederum mitzutheilen und so am Bestande einer christlichen Gemeinde auch für die Zukunft fortzubauen. Darum stand es ihnen als eine unabweisbare Aufgabe vor Augen, am weiblichen Geschlechte zu arbeiten. Den Missionarien selbst ist die Möglichkeit, dieß zu thun, nur in einem sehr geringen Grade, nach den Verhältnissen des weiblichen Geschlechts in Indien, gegeben.

Ihre Frauen waren es, auf welchen dieser Theil der Missionsarbeit lag, und diese ergriffen auch denselben mit dem Eifer und der Liebe, welche der Geist des erbarmenden Heilandes in ihnen gewirkt hatte. — Ueberdieß, wenn eine Gemeinde sich bildete, zu deren Anfängen der Herr bisher Gnade gegeben hat, so mußte der Gedanke an die nachwachsenden Kinder derselben den Missionarien eine Aufgabe stellen, welcher wiederum die Männer nicht gewachsen seyn können, wenn man nicht gegen alles von Kindheit auf eingesogene Nationalgefühl anstoßen will. Die Töchter der Hinduchristen sollen und müssen Erziehung und Unterricht erhalten, hiefür aber müssen weibliche Kräfte angewendet werden. Solche Christen fanden die Missionäre an einigen Orten schon vor, an andern wurden sie erst durch ihre Predigt gewonnen. Ueberdieß gibt es in den indischen Provinzen nicht wenige Heidenkinder, die als Waisen keinerlei Pflege und Unterstützung erhalten, sondern dem traurigsten Schicksale nach Leib und Seele anheimfallen, wenn sich nicht christliche Barmherzigkeit ihrer annimmt. Hungersnoth und andere Landplagen machen zuweilen die Anzahl dieser Armen sehr groß. „Ohne Vater, Mutter und Freund irren sie umher, ein armseliges Stück Tuch ist ihre Kleidung, der Hunger blickt aus ihren abgezehrten Gesichtern, sie sinken in ein frühzeitiges Grab. Sie bitten den Fremden nicht um sein Mitleiden, eher würden sie die Felsen anflehen; wenn der Jammer ihnen ein leises Stöhnen auspreßt und die Thräne des Elends sich über die bleichen, eingefallenen Wangen stiehlt, so wird jenes von keiner väterlichen Zärtlichkeit übertönt, diese von keinem Mutterkuß getrocknet. Kein Auge sieht sie erbarmend an, kein Arm hebt sich zu ihrer Rettung und doch hat Gott in ihrem Elend ihnen Freunde erweckt — an den Christen.“ — So schildert ein beredter Mund die Noth dieser Armen an den Gestaden des Ganges * und warum sollte die Schilderung nicht überall passen, wo dieselben Ursachen auch dieselben Wirkungen hervorbringen? — Endlich sind noch verlassene Kinder da, die unmittelbar an die Schuld und Sünde abendländischer Christen erinnern, die indo-britischen, Nachkommen von Europäern, Früchte ihrer schändlichen Verbindungen mit eingebornen

* Der ehrwürdige Baptist W. Noël in seiner Predigt über die Pflicht der Christen gegen die weiblichen Kinder in Indien und China. London 1837, p. 20.

Frauen. Sollen diese Armen den Fluch ihrer Geburt bis an's Ende tragen, von ihm erdrückt ein elendes Leben fortschleppen, im Heidenthum ihrer armen Mütter untergehen oder auch — wie wir Beispiele kennen gelernt haben — eine Speise der Tiger werden? ja, sollen sie, in Unwissenheit und Finsterniß herangewachsen, einst ein Fluch des Landes seyn, zu dessen Beherrschung sie noch gelangen dürften? — Dieß sind nun freilich die Armen, die Niedrigen, aber „den Armen wird das Evangelium geprediget und das Christenthum hat immer von Unten nach Oben gewirkt und die göttliche Wahrheit, im geraden Gegensatz gegen die menschliche Sitte, die von den höheren Classen der Gesellschaft zu den niederen herabsteigt, hat von unten auf wie ein Sauerteig die Masse durchsäuert," * ja man nimmt bereits wahr, wie die vornehmeren Classen der Hindus die Erziehung der Armen als etwas Beneidenswerthes zu betrachten anfangen, wie sie, theils um der Regierung zu gefallen und europäische Sitten nachzuahmen, theils um die Vorzüge der erzogenen Armen auch ihren Kindern zuzueignen, ihre Hilfe anbieten, ihre Häuser öffnen, Unterricht und Lehrerinnen für ihre Töchter verlangen, daß Brahminen ihre Gattinnen lesen lehren und die Frauen reicher Kaufleute nur begehren, daß die Religion aus dem Spiele bleibe, um Unterricht für sich und die Ihrigen anzunehmen. — Es ist wahr, damit weibliche Erziehung in Indien allgemein werde, dazu müssen erst die Männer in größerer Zahl gebildet werden. An ihrer Erziehung arbeitet man auch mit allem Ernste. Aber nur Ein Geschlecht bilden? und diesem dann zumuthen, daß es mit dem tiefgesunkenen und dadurch niedrig gewordenen andern Verbindungen für das ganze Leben eingehe? Nein, es muß an beiden gearbeitet werden. So weit war die Evangelische Missionscommittee durch die Betrachtung der heidnischen Zustände Indiens, durch die Forderungen des Herrn an die Mission und das, was aus denselben als unmittelbare Folge fließt, im Klaren und Alles, was ihr erfahrene Freunde, wie einer ihrer einstigen Zöglinge, der theure Dr. Häberlin in Calcutta, mittheilten, bestätigte sie in diesen Ueberzeugungen.

* Worte desselben geistvollen Predigers.

---

2. Mittel.

Das Erste, was der Evangel. Missionscommittee oblag, war nun freilich, die von der würdigen Gattin ihres Missionärs Gundert zuerst in Mangalore, hernach in Tellitscherry gegründete Anstalt zur Erziehung heidnischer und heiden-christlicher Mädchen als einen wichtigen Theil ihrer Missionsarbeit zu betrachten und die Errichtung einer gleichen durch die geliebte Frau Lehner in Dharwar mit Freuden zu bestätigen. Beide Frauen mußten sich freilich auf einen kleinen Anfang beschränken, ja es lag sogar am Tage, daß hier im Westen, im canaresischen und theilweise auch im malabarischen Indien der Zuwachs an Schülerinnen keineswegs in demselben Maaße steigen würde, wie in Bengalen, indem hier der europäische Einfluß und vor Allem die Predigt des Evangeliums noch neu und nicht seit einem halben Jahrhundert schon mit ihren vorbereitenden Kräften wirksam gewesen sind. Es sind geringe Dinge, auf welche wir die Aufmerksamkeit unserer verehrten Leserinnen hinlenken können, zwanzig arme Mädchen, dem Elend entrissen und in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erzogen. — Aber die Werke des Herrn tragen, klein in ihren Anfängen, die Lebenskraft in sich, um zu wachsen, wie das Senfkorn zum Baume wird. Soll aber die Zahl sich mehren und ein zusammenhängender Unterricht gegeben werden, so darf die Last nicht allein auf den Schultern der Missionsfrauen ruhen. Selbst wenn die Gattin des Missionärs nicht in fremdem Klima, unter mancherlei erschwerenden Umständen der täglichen Pflichten ihres Berufes als Gattin und Mutter zu warten und daher um der täglichen Aufgaben willen sich in der Theilnahme an Unterricht und Erziehung der Heidenkinder zu beschränken hätte, dennoch würden ihre Verhältnisse ihr nicht immer erlauben, sich mit ihrer ganzen Zeit und Kraft den armen Pfleglingen zu widmen, welche ihre christliche Liebe gesammelt hat. Damit der Unterricht ununterbrochen sey, damit er erweitert werden könne, sind Gehülfinnen unerläßlich, die kein anderer Beruf abhalte, sich ganz und immer dem hohen Zwecke zu widmen, zu welchem sie ausgesendet wurden.

Und dieß ist es, um was wir die verehrten Leserinnen dringend und im Namen des Herrn bitten, uns zur

Aussendung solcher Gehülfinnen nach Tellitscherry und Dharwar zu helfen.

Für den Augenblick würde eine Gehülfin für jeden dieser beiden Posten ausreichen. Sollte aber — wie wir hoffen dürfen — durch die Gnade des Herrn die Zahl der zu erziehenden Kinder sich vergrößern, so müßten neue Arbeiterinnen nachgesendet werden. Auch auf anderen Missionsstationen im canaresischen Indien dürften mit der Zeit ähnliche Schulen entstehen und neue Dienerinnen Christi wären nöthig, um sich dort der Kinder anzunehmen.

Was uns daher unentbehrlich ist, das sind

Erstlich fromme, von Herzen an Jesum Christum gläubige Jungfrauen, welche einzig die Liebe zu dem großen Freunde der Armen und besonders der armen Kinder antreibt, ihr Leben und ihre Heimath nicht theuer zu achten, und hinzugehen unter die Schaaren der braunen Hindumädchen, ihre Sprache zu lernen und sie in den einfachsten Schulkenntnissen, so wie in weiblichen Arbeiten zu unterrichten, vor Allem aber sie zu dem guten Hirten Jesu zu leiten. Zur Auswahl solcher Lehrerinnen bittet die Evangelische Missionsgesellschaft zu Basel die christlichen Frauen deutscher Zunge nach Kräften mitzuwirken.

Zweitens sind hiezu nöthig: Geldmittel, um solchen Jungfrauen, deren Gesinnung, Charakter, Gesundheit und sonstige Eigenschaften sie zu einem so seligen Berufe befähigen, theils die ihnen noch abgehenden Kenntnisse und Fertigkeiten durch Unterricht zu verschaffen, theils ihre Ausrüstung mit den äußeren Bedürfnissen des Lebens, ihre Reise nach dem Orte ihrer Arbeit, ihren Unterhalt an demselben und die Mittel für den Unterricht zu bestreiten, endlich um in Erziehungsanstalten die Kinder selbst zu erhalten.

Daß hiezu die Kräfte der Evangelischen Missionsgesellschaft, die vorzugsweise der Ausbildung, Ausrüstung, Aussendung und Unterhaltung der Missionarien gewidmet seyn müssen, nicht hinreichen, wenigstens dann nicht hinreichen, wenn für die Erziehung heidnischer Kinder des weiblichen Geschlechts etwas Zusammenhängendes und Größeres auf dem ihr vom Herrn angewiesenen Arbeitsfelde gethan werden soll, bedarf nach ihren

jährlichen öffentlichen Mittheilungen keines Beweises; ist aber auch nicht der einzige Grund, warum sie sich an die verehrten Leserinnen wendet. Dazu fühlt sie sich vielmehr noch stärker getrieben durch die Erinnerung an alles, was von den ältesten Zeiten der christlichen Kirche her glaubensvolle und liebreiche Frauen und Jungfrauen in der Kraft ihres Erlösers für die Ausbreitung und den innern Ausbau seines heiligen Tempels gethan haben, durch die Ueberzeugung, daß denselben heute noch mehr aufgetragen und vertrauet ist, als ihnen Gelegenheit wurde, zu thun, durch das edle Beispiel unserer Mitchristinnen auf den britischen Inseln und endlich durch die Gewißheit, daß aus thätiger und näherer Theilnahme am Missionswerk ihnen der Segen erwachsen werde und müsse, welchen die Evangelische Missions-Committee aus Erfahrung kennt und daß die verehrten Leserinnen nur des Winkes, wie ihn der Zustand und die Bedürfnisse des großen indischen Heidenlandes geben, bedürfen, um mit Freudigkeit diesen Segen sich anzueignen.

Die Evangelische Missions-Committee fürchtet dabei nicht, derjenigen liebevollen Theilnahme, welche wohl Manche der verehrten Leserinnen entweder der Missionsanstalt in Basel oder einer ihrer geliebten Schwesteranstalten in Deutschland bereits bisher zu deren großem Gewinne gewidmet haben, im Geringsten zu nahe zu treten. Vielmehr getröstet sie sich der bereits erfahrenen, einsichtsvollen Liebe, die ihr Bürgschaft genug leistet, daß in Folge ihrer Bitte nicht ein Neues an die Stelle des Alten treten, die Stillung einer Noth die Abhülfe für die andere verdrängen, sondern daß den bisherigen Werken der Liebe ein weiteres sich anreihen und eine wichtige Ergänzung zu Theil werden wird.

Darum beschränkt sie ihre Bitte auch keineswegs auf die theuren Kreise christlicher Frauen und Jungfrauen, von welchen sie bisher Zeugnisse ihrer Theilnahme an der Bekehrung der Heiden empfangen hat, sondern sie wendet sich ebensowohl an die würdigen Frauen und Jungfrauen, welche für andere Missionsanstalten die unentbehrlichen Tabithas-Werke in Liebe thun, überzeugt, daß die Früchte ihres freundlichen Entgegenkommens dereinst auch nicht bloß dieser Einen Missionsgesellschaft

ihre Arbeit an den Heiden ergänzen werden. Ja, sie erhebt ihren Blick noch weiter zu den vielen Frauen und Töchtern deutscher Zunge, denen die Gelegenheit bisher noch nicht dargeboten wurde, ihre heilige Schuld an Den abzutragen, welchem sie Alle so unendlich viel verdanken, und dem wir nichts geben können, als in den Armen, die Er uns hinstellt als die Empfänger der für Ihn bestimmten thätigen Aeußerungen unserer dankbaren Liebe. Sie ruft endlich allen Herzen zu, die eine Thräne haben für die Leiden und das geistige Elend ihres Geschlechtes und die nicht die selbstsüchtige Weisheit haben, zu wähnen, ihnen sey bestimmt, in der Fülle der Güter, welche die christliche Bildung und Gemeinschaft ihnen zufließen läßet, sich zu freuen, den Hunderten von Millionen zur Freude und zur Seligkeit geschaffener farbiger Schwestern sey es dagegen zugemessen, zu darben und elend zu seyn bis zum letzten Hauche!

Noch könnte die Befürchtung uns entgegen treten, es werden die geringen Mittel, welche wir für den heiligen Zweck zusammen zu bringen vermöchten, nicht viel ausrichten. Wohl, es ist wahr, wir werden nicht die umfassenden Arbeiten der englischen Frauengesellschaft für weibliche Erziehung in unsere Hände zu nehmen befähigt und berufen seyn. Aber verzagen wir auch nicht. Blicken wir erst auf die Zahlen. Zu Burdwan wird in der Waisenanstalt von der Frau Weitbrecht ein Waisenmädchen jährlich mit 2 Pfund Sterling (24 fl.) genährt, gekleidet und erzogen, zu Nagercoil mit 2 Pfund 5 Schilling (27 fl.), zu Neyur sogar nur mit 1 Pfund 4 Schilling (14 fl. 24 kr.). Und zehn dieser Unglücklichen gerettet zu haben, sey's aus dem Rachen der Tiger, sey es vom langsamen Hungertode, oder sey es von dem noch furchtbareren Darben der Seele, Ein Herz der ewig festen Freude in dem Herrn gegeben zu haben — das wäre nicht für ein Christenherz, für ein weiblich fühlendes Herz ein Gegenstand heiliger Freude? es thun zu können, sollte nicht ein Ziel heiligen Sehnens seyn? Die Lehrerinnen selbst, deren wir allerdings auf 30 Kinder eine zu nehmen haben dürften, bedürfen zu ihrem jährlichen Auskommen in Indien im Ganzen etwa je 1000 Gulden, eine Summe, die aber bedeutend verringert wird, sobald sie, auf der Station einer Missionsgesellschaft arbeitend, von dieser mit unter die Zahl ihrer Arbeiter gezählt, und für die Hilfe,

welche ihr Werk dem Ganzen der Mission leistet, wenigstens in Wohnung und Nahrung kostenfrei erhalten werden. Dann dürften 2—300 fl. ihre ganze jährliche Gehaltsumme bilden. — Die Reisekosten, welche allerdings beträchtlichen Aufwand fordern, indem die Ueberfahrt von England nach Indien allein für jede 1100 fl. betragen würde, sind dadurch bedeutend vermindert, daß die Englische Frauengesellschaft der Evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel die Zusage gemacht hat, die für das canaresische Indien bestimmten Lehrerinnen unter die Zahl der Ihrigen aufnehmen und so die Ueberfahrtskosten bestreiten zu wollen, unter der einzigen Bedingung, daß dieselben in englischer Sprache Berichte über ihre Thätigkeit an die Committee in London einsenden.

Die Mittel sind demgemäß, wenigstens die Geldmittel, nicht von der Art, daß wir an ihrer Gewinnung zweifeln dürften.

Aber werden sich die geeigneten Personen finden? — Diese muß der Herzenskündiger auswählen, Er muß sie innerlich anregen, Er muß den Committeen den Geist vorsichtiger Prüfung schenken, Er Kräfte und Freudigkeit erhalten und stärken. Wenn Großbritanien in 6 Jahren 36 Jungfrauen in diesem edlen Berufe aussandte, sollten wir zum Voraus sagen wollen, wir werden die erforderliche Zahl, die für den Augenblick nur zwei umfaßt, nicht finden? Das sey ferne!

---

3. Einrichtung.

Wie aber soll eine

Deutsche Frauengesellschaft für weibliche Erziehung in der Heidenwelt

im Innern eingerichtet seyn, welches ist ihr Zweck, ihre Grundlage, welches die Art ihres Wirkens in der Heimath und in der Fremde?

Hierüber kann der Verfasser vorläufig nur diejenigen Gedanken äußern, welche die bisherige Erfahrung an die Hand gibt. Er legt sie als den ersten Anfang für die wirkliche Bildung einer Gesellschaft dar, und muß ihre spätere Ausbildung der von der Gesellschaft selbst zu machenden Erfahrung anheimstellen.

I. Zweck.

Die „deutsche Frauengesellschaft für weibliche Erziehung in der Heidenwelt“

1. will in der Heidenwelt Schulen errichten, in welchen Kinder weiblichen Geschlechts vorzugsweise zur Erkenntniß Jesu Christi ihres Erlösers, durch die heilige Schrift geleitet, aber auch andere, dem weiblichen Geschlechte nützliche und nöthige Kenntnisse erhalten sollen.
2. Diese Schulen sollen durch von Europa aus gesendete Lehrerinnen gehalten und besetzt werden, bald allein, bald unter der Aufsicht und Leitung der Gattin eines Missionärs, welcher sie als Gehülfinnen beigegeben sind.
3. Immer aber sollen diese Schulen unter der nächsten Leitung einer Missionsstation oder sonst einer örtlichen christlichen Gemeinschaft stehen.
4. Sie betrachtet sich daher als eine Hilfsgesellschaft für das Evangelische Missionswerk.
5. Die Bildung eingeborner Lehrerinnen für Mädchenschulen ist eines ihrer wichtigsten Augenmerke.
6. Sie sorgt für Bücher und andere Lehrmittel in diesen Schulen, so weit es nicht an Ort und Stelle geschehen kann.
7. Sie unterhält Schulgebäude, Lehrerinnen und Zöglinge, soweit dieß nicht von örtlichen Vereinen in der Heidenwelt oder von der Mission aus geschieht.

II. Grundlage.

8. Die Gesellschaft hat, da sie aus der Evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel hervorgegangen und zuerst auf die Stationen dieser Gesellschaft gerichtet ist, ihren Mittelpunkt in Basel.
9. Sie hat daselbst eine Committee aus Frauen bestehend, mit zwei Männern als Secretair und Cassier.
10. Diese Committee nimmt Beiträge für den Zweck der weiblichen Erziehung in der Heidenwelt an und verwendet

sie nach gemeinschaftlicher Berathung, gibt auch über die eingegangenen Beiträge und ihre Verwendung, so wie über ihre Arbeiten in der Heidenwelt auf geeignete Weise öffentliche Rechenschaft.

11. Sie trifft die Auswahl der Personen, welche sich als Lehrerinnen für die Heidenwelt melden, und fertigt sie nach ihrem Bestimmungsorte ab.

12. Sie vermittelt die Verbindungen der Deutschen Frauengesellschaft mit der Mission und mit der Englischen Frauengesellschaft.

III. Art ihres Wirkens in der Heimath.

13. Sie sucht für ihre Zwecke die Unterstützung von Hilfsvereinen zu gewinnen, welche ihre Beiträge einmal im Jahre an den Cassier der Gesellschaft senden, und zugleich bei ihnen gemeldete und von ihnen nach sorgfältiger Prüfung für tauglich gehaltene Personen entweder mit ihren Zeugnissen nach Basel senden, oder wenigstens schriftlich sich ausführlich über sie aussprechen, worauf die Committee ihren Beschluß an sie senden wird.

14. Mitglieder der Hilfsvereine können entweder durch einen bestimmten, jährlich zu gebenden Beitrag an Geld oder durch regelmäßige Theilnahme an einem Arbeitsvereine oder durch gelegentliche Gaben an Geld oder Arbeiten ihre Theilnahme bethätigen.

15. Die Naturalgaben können entweder solche seyn, die für die Ausrüstung der Lehrerinnen gebraucht oder solche, die zum Besten der Schulen und Anstalten auf den Stationen der Lehrerinnen verkauft werden. Es wird zu diesem Ende den Vereinen von Zeit zu Zeit ein Verzeichniß solcher Arbeiten zugehen, welche an jeder Station leichter verkäuflich sind. Die Hilfsvereine sind daher vorzüglich Arbeitsvereine.

16. Zur Prüfung derjenigen, die sich als Lehrerinnen melden, sind folgende Punkte zu merken:
    1) Es ist unerläßlich, daß ihre Bekehrung, ihr Glaubensleben, ihre selbstverläugnende Hingabe an den Herrn und eben damit ihr ächtchristlicher, demüthiger Wandel außer allen Zweifel gesetzt sind.

Dieß muß auf dem Zeugniß mehrerer und zuverläßiger Urtheiler beruhen.

2) Die Beweggründe zu ihrer Meldung für die Missionsarbeit dürfen keine andere seyn, als die dankbare Liebe zu Jesu Christo.
3) Sie müssen selbst bei sich den Entschluß längere Zeit und wohl überlegt haben, ihres Berufes von Gott gewiß geworden seyn und die volle Zustimmung ihrer Angehörigen dazu erlangen.
4) Gebet muß den Entschluß von Anfang an begleitet haben.
5) Eine gründliche Erkenntniß der wichtigsten Heilslehren der heiligen Schrift und vertrautere Bekanntschaft mit der biblischen Geschichte sind unerläßlich.
6) Gute Fertigkeit im Lesen, Schreiben, Rechnen dürfen nicht fehlen; geschichtliche und geographische Kenntnisse sind wünschenswerth, wie auch Musik und Zeichnen.
7) Die Missionslehrerin muß entweder schon Uebung im erziehenden Umgang mit Kindern und im Unterricht derselben haben oder noch wenigstens das Wichtigste vom Schulhalten durch Uebung lernen.
8) Eine gute Fassungsgabe und Gedächtniß und eine nicht ungeübte Urtheilskraft sind nothwendig, indem die Lehrerin sowohl die englische Sprache als die der Eingebornen des Heidenlandes zur Fertigkeit erlernen soll.
9) Heiterer Muth, Geduld und eine gewisse Lebendigkeit des Geistes, sowie eine allgemeine gesellige Bildung, nebst Gewöhnung an ein einfach sparsames und thätiges Leben, sind wichtige Eigenschaften.
10) Ohne kräftige Gesundheit und im Alter über 25 Jahren ist der Eintritt sehr abzurathen.
11) In allen weiblichen Arbeiten muß die Lehrerin geübt seyn, besonders in den feineren Arten des Strickens, Nähens, Stickens.

17. Jede Lehrerin soll, ehe sie angenommen wird, mit einigen dazu aufgeforderten Mitgliedern der Committee oder eines Hilfsvereines persönlichen Umgang gepflogen haben.

18. Jede Lehrerin hat vor ihrer Abreise unterschriftlich zu erklären, daß sie für fünf Jahre von ihrer Ankunft auf der Arbeitsstelle an, wofern ihre Gesundheit sie nicht zur Rückkehr nöthigt, weder eine andere Verbindung noch eine Heirath eingehen wolle, widrigenfalls sie verpflichtet wäre, einen entsprechenden Theil der auf sie verwendeten Kosten der Gesellschaft zurückzubezahlen.
19. Ehe eine Lehrerin aus ihrer Verbindung mit der Gesellschaft austritt, hat sie längere Zeit vor dem Austritt Anzeige von ihrer Absicht zu machen. Die Gesellschaft kann jede Lehrerin, wenn sie dieselbe ungeeignet für ihre Zwecke findet, entlassen, hat ihr aber, wenn dieß ohne Schuld der Lehrerin geschieht, die Rückreise in ihre Heimath, wofern sie nöthig wird, zu vergüten.

IV. Art ihres Wirkens in der Fremde.

20. Jede Lehrerin übernimmt die ihr von der Committee angewiesene Arbeit an dem von ihr bestimmten Posten, der nur mit Wissen und Willen der Committee verändert werden kann.
21. Sie folgt neben den Anweisungen der Committee denen der örtlichen Aufsicht, welcher sie von jener unterstellt ist.
22. Verhältnisse der Neben- und Unterordnung zwischen einzelnen Lehrerinnen derselben Station hat nur die Committee zu ordnen.
23. Die Lehrerin hat sich auch auf ihrem Posten durch alle geistlichen und geistigen Mittel für ihren Beruf fortzubilden.
24. Jede Lehrerin unterhält mit der Committee und mit derjenigen Gesellschaft, hinsichtlich welcher es die Committee verlangt, eine regelmäßige Correspondenz.

Schlußwort.

Wenn wir nun mit diesem Ueberblicke Sie, verehrteste Mitgenossinnen des Reiches Christi, einladen, herzuzutreten zu der heiligen Sache der Mission und sie in Ihre eigenen Hände zu nehmen, so thun wir dieß nicht in unserem Namen, sondern im Namen Dessen, der einst, als Maria mit köstlichen Narden seine Füße begoß, ihr gegen alles Murren der Jünger das liebliche Zeugniß gab: „Sie hat gethan, was sie konnte.“ Wir schließen diesen Aufruf mit den Worten des schon öfter genannten, geistvollen Predigers in London an die dortige Frauengesellschaft:

„Nicht im Ruhme der Nachwelt, nicht im Lobe der Jetztzeit suchen Sie Ihren Lohn. Es gibt Einen, der Sie geliebt hat, der über Sie wachte, und Sie zu dem machte, was Sie sind; Er ist unzertrennlich stets bei Ihnen, Seine Gnade ist Ihnen das Pfand ewiger Seligkeit. Er hat Sie so geliebt, daß er sich für Sie gab, Ihm war kein Opfer zu groß, um Sie unter die Zahl der Erlösten in himmlischen Segen zu bringen. Seine Billigung überwiegt die der ganzen Welt. Mag die Welt tadeln oder loben, wenn Er Sie treu und herzlich in Seiner Sache arbeiten sieht, wird Er sagen: „Sie haben gethan, was sie konnten." Mit diesem Zeugniß gewaffnet, können Sie Allem entgegentreten, was Sie einst niederschlagen wird. — Wenn Sie in mancher Ihrer Lehrerinnen sich getäuscht sehen, wenn die Erndte an Heidenseelen weder reichlich, noch schnell genug kommt, wenn Sie rings umher nur Einwürfe hören, wenn man Ihr Unternehmen neu und abenteuerlich findet — sind Sie gerüstet, Jahr für Jahr dieß zu tragen?

„Dazu vermag kein augenblicklicher Aufschwung Sie zu befähigen, keine Hoffnung auf Menschenlob. Nur das, was Maria in hingebender Liebe zum Erlöser that, kann Ihren Eifer erhalten. Sie saß zu Jesu Füßen und hörte Sein Wort. Das war ihr Geheimniß und sey das Ihrige. Werden Sie hinfort stets zu Jesu Füßen sitzen? Dann, wenn wir die Liebe anschauen, die alle Erkenntniß übersteigt, wenn wir die Wahrheit an uns verwirklichen, daß Er uns geliebt und sich für uns dargegeben hat, wenn wir erwägen, was Er für uns gethan zu unserer Seligkeit, wenn wir Seine Gnade überblicken, durch die Er uns zu Kindern Gottes und Erben der Herrlichkeit gemacht hat, wenn wir in die Zeit uns hineinversetzen, da wir bei Ihm seyn werden und Ihn sehen, wie Er ist und wenn wir nach dem Allem Sein leuchtendes, herrliches Vorbild betrachten, der, ob Er gleich reich war, doch arm wurde um unsertwillen, dann wird weder eine Entfernung so groß, als der Durchmesser des Erdballs, noch die Verschiedenheit der Sprache und Gesetze uns taub machen gegen das Seufzen von Millionen Heiden, noch träge, für ihre Errettung zu arbeiten. Laßt uns nur Seinem gnädigen Beifall gemäß und ohne irgend einen andern Trost und eine andere Stütze fest und unbeweglich seyn und immer zunehmen im Werke des Herrn, weil wir unter Allem, was uns beugt und entmuthigt, dennoch des Einen gewiß sind, daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn."

Gegenstände,

welche in Frauenvereinen gearbeitet und in Indien zum Besten der Mädchenschulen verkauft werden können.

Feines Weißzeug für Kinder von der Geburt an, nebst Kleidungsstücken aller Art für solche unter fünf Jahren, vorzüglich von weißer

Farbe, aber alles sehr schön gearbeitet; Schürzen von Seide und Mouselin; Spitzenarbeiten aller Art; Schleier von schöner Arbeit; Hüte und Hauben für Kinder; Arbeitsbeutel und Taschen; Nadelkissen mit Nadeln; Puppen; Kinderspielwaaren; Federnreiniger; Portefeuille's, Uhrbänder, Börsen, Armbänder, Uhrbehälter, gestickte und fein genähte Arbeiten, genähte Teppiche, sehr feine Halskrägen und Krausen, feine, gestickte Handschuhe (Seide), weiß und schwarz; Kinderschuhe von Lämmerwolle; Nadeln, feiner Baumwolle- und Seidefaden.

Für die Lehrerinnen zur Ausrüstung sind alle Gegenstände einer solchen, nur statt Leinwand meist in Baumwollenzeug, erwünscht.

Anzeige.

Vielleicht ist ein Hilfsverein für diesen Zweck zu bilden! Auch hier gilt es: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." Wo nur zwei Freundinnen um Christi willen und in Seiner Gegenwart zusammentreten, um für diese heilige Sache zu arbeiten, da ist ein Hilfsverein! Lassen Sie aber, verehrteste Leserinnen, es nicht bei dieser Zahl. Laden Sie ein, wer Sinn und Freude dafür hat; hüten Sie sich, zu viel zu verlangen; wo nicht jede Woche ein Abend, ein Nachmittag kann verwendet werden, da begnügen Sie sich besser mit einigen Stunden im Monat und haben Sie die Güte, als ersten Anlaß zur Bildung von Vereinen diese Schrift möglichst weit in Ihrem Kreise mitzutheilen. Gewiß wird dann immer Eine Freundin der Aermsten unter den Armen sich bereitwillig finden, die Arbeiten und Beiträge an den Herrn Cassier zu versenden und den Briefwechsel mit dem Herrn Secretär oder einer der Frauen der Committee zu besorgen.

Hilfsvereine, die sich auf diese Mittheilungen hin bilden, werden ehrerbietig ersucht, sich an

Herrn Candidat Stockmeyer in Basel,

der die Güte hatte, die Geschäfte eines Secretärs freundlichst zu übernehmen, ihre Anzeigen und Anfragen deßhalb zu richten. Beiträge wird

Herr Thurneisen-Rychiner, Kaufmann in Basel,

welcher sich zum Geschäfte eines Cassiers gütig hat erbitten lassen, annehmen.

Im Namen der Evangelischen Missionsgesellschaft:

W. Hoffmann,

Inspector der Evangel. Missionsanstalt.

Anzeige.

Wie leicht ist ein Hilfsverein für diesen Zweck zu bilden! Auch hier gilt es: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." Wo nur zwei Freundinnen um Christi willen und in Seiner Gegenwart zusammentreten, um für diese heilige Sache zu arbeiten, da ist ein Hilfsverein! Lassen Sie aber, verehrteste Leserinnen, es nicht bei dieser Zahl. Laden Sie ein, wer Sinn und Freude dafür hat: hüten Sie sich, zu viel zu verlangen; wo nicht jede Woche ein Abend, ein Nachmittag kann verwendet werden, da begnügen Sie sich besser mit einigen Stunden im Monat und haben Sie die Güte, als ersten Anlaß zur Bildung von Vereinen diese Schrift möglichst weit in Ihrem Kreise mitzutheilen. Gewiß wird dann immer eine Freundin der Aermsten unter den Armen sich bereitwillig finden, die Arbeiten und Beiträge an den Herrn Cassier zu versenden und den Briefwechsel mit dem Herrn Secretär oder einer der Frauen der Committee zu besorgen.

Hilfsvereine, die sich auf diese Mittheilungen hin bilden, werden ehrerbietig ersucht, an

Herrn Pfarrer Huber in Basel,

der die Güte hatte, die Geschäfte eines Secretärs freundlichst zu übernehmen, ihre Anzeigen und Anfragen deßhalb zu richten. Beiträge wird

Herr Thurneyßen-Ryhiner in Basel,

welcher sich zum Geschäfte eines Cassiers gütig hat erbitten lassen, annehmen.

Im Namen der Evangelischen Missionsgesellschaft:

W. Hoffmann,

Inspector der Evangel. Missionsanstalt.

Folgende Druckfehler, welche sich bei der Entfernung des Verfassers vom Druckorte eingeschlichen haben, bittet man, zu verbessern und zu entschuldigen:

S. 7 Z. 5 von oben l. sichernden, st. siedenden.
S. 8 Z. 13 von oben l. ehrbare, st. erhabene.
S. 27 Z. 6 von oben l. zärtlich, st. zeitlich.
S. 42 Z. 7 von unten l. verweist, st. verwirft.
S. 46 Z. 9 von unten l. diejenigen, st. denen.
S. 48 Z. 14 von oben l. feine, st. freiere.
S. 49 Z. 7 von oben l. rüstige, st. riesige.
S. 62 Z. 8 von oben l. mitgenommen, st. wieder genommen.
Durchgängig l. Massie, st. Massie.

